PRIVATE

Das Geld-Magazin

24. Austragung

4/2025

PRIVATE-Sonderheft
zum Medienpreis für
Qualitätsjournalismus

Einer der grössten und
renommiertesten Medienpreise
Europas

Beteiligung von über
1’000 Medienschaffenden

Einreichungen aus der Schweiz,
Deutschland und Österreich

Einzelarbeiten und
Teambewerbungen

Print, TV, Radio, Online

Offen für alle Rubriken
und Kategorien

Sonderpreis für
Jungjournalistinnen und
Jungjournalisten

Unabhängig, objektiv, neutral

26. Jahrgang Fr. 10.–

9 771424 665007 04

private.ch

Sonderheft zum Medienpreis für Qualitätsjournalismus 2025

Alle ausgezeichneten Print-Artikel, TV-, Radio- und Online-Bewerbungen auf medienpreis.info

Alle Preisverleihungen seit 2002: medienpreis.info



PSP Swiss Property gehört zu den führenden Immobiliengesellschaften der Schweiz. Die Lage und Qualität der Büro- und Geschäftshäuser, der umfassende Service für die Mieter sowie die umsichtige und nachhaltige Unternehmensstrategie machen PSP Swiss Property zu einem attraktiven Partner für Mieter und Aktionäre. Die Aktien der PSP Swiss Property AG sind an der Schweizer Börse SIX Swiss Exchange kotiert (Symbol PSPN, Valor 1829415).

PSP Swiss Property AG · Kolinplatz 2 · 6300 Zug · 041 728 04 04 · www.psp.info

Impressum

Private – Das Geld-Magazin
Postfach · 8201 Schaffhausen
052 622 22 11 · private.ch



Gründer und Herausgeber:
Dr. Norbert Bernhard
bernhard@private.ch
norbert.bernhard@medienpreis.info

Einzelverkaufspreis: Fr. 10.–

© Private Medien GmbH.
Sämtliche Rechte vorbehalten.

® Private und Bernhards Medienpreis für Qualitätsjournalismus sind registrierte und geschützte Marken der Private Medien GmbH.

Alle Angaben ohne Gewähr.

Die im gedruckten Magazin und auf dem Internet gemachten Angaben sind keine Kauf- oder Verkaufsempfehlungen für Wertpapiere.

Die Beiträge dienen weder der Rechts- noch der Steuerberatung.

Private wird auf nachhaltig produziertem Papier und ohne Atomstrom gedruckt.

Gegründet 1999.

Erscheinungsdaten:

1/2025	14.3.2025
2/2025	16.5.2025
3/2025	22.8.2025
4/2025	21.11.2025

Medienpreis für Qualitätsjournalismus:
medienpreis.info

Inhalt

4 Der Medienpreis für Qualitätsjournalismus

5 Medienmitteilung zur Verleihung des Medienpreises 2025

6 Die Gewinnerinnen und Gewinner 2025
6 Die Gewinnerinnen und Gewinner 2002 bis 2024
8 Die Nominierten 2025

12 Leonie Feuerbach, Frankfurter Allgemeine Zeitung
1. Preis «Gesellschaft, Politik und Kultur»
Herr Has effiliert seine Bücher

18 Andy Müller und Beni Gafner, SRF TV 10vor10
Ehrenpreis «Gesellschaft, Politik und Kultur»
Mehrkosten beim F-35

20 Christof Münger, Tamedia
Ehrenpreis «Gesellschaft, Politik und Kultur»
Auschwitz – ein Ozean des Leidens

34 Marianne Kägi, SRF TV Kassensturz
1. Preis «Wirtschaft, Finanz und Konsum»
Produktion kaputter Jeans

36 Christian Bachmann, Andrea Fischli Roth, Kathrin Hönegger, François Loriol, SRF TV Einstein
1. Preis «Gesundheit, Sport und Umwelt»
Frauen sind die Helden im Fussball

38 David Krenz, Süddeutsche Zeitung
Ehrenpreis «Gesundheit, Sport und Umwelt»
Alles muss raus

42 Benedikt Dietsch, Flip
1. Preis «Jungjournalistinnen und Jungjournalisten»
Die Bärentöter

46 Aileen Lakatos, Ringier / Beobachter
Ehrenpreis «Jungjournalistinnen und Jungjournalisten»
Social-Media-Host

48 Mateo Landolt, Tele 1
Ehrenpreis «Jungjournalistinnen und Jungjournalisten»
Bundesratsjet PC-24 – Die Schweiz kauft ein Flugzeug

50 Team Andererseits
Sonderpreis
Das Magazin in leichter Sprache

56 Die Jury
58 Juryporträts

60 YouMedia
Das Kompetenzzentrum für Jugend und Medien

62 Impressionen von der Preisverleihung

Medienpreis für Qualitätsjournalismus

Am 29. Oktober 2025 wurde der Medienpreis für Qualitätsjournalismus zum 24. Mal verliehen. Ein starkes Zeichen dafür, dass Qualitätsmedien auch heute noch – und mehr denn je – ein unverzichtbarer Pfeiler unserer Gesellschaft sind. Wir sind uns bewusst, dass Qualitätsjournalismus nicht zum Nulltarif zu haben ist. Und dass man Journalistinnen und Journalisten – materiell und moralisch – unterstützen muss. Nur so können sie auch weiterhin ihre Verantwortung den Leserinnen und Lesern, aber auch der Gesellschaft als Ganzes gegenüber, wahrnehmen. Und nur so können die Medien ihre Funktion als vierte Macht im Staat ausüben; unabhängig und seriös.

Preisverleihung im Hotel Baur au Lac in Zürich



Medienmitteilung 29. Oktober 2025

24. Verleihung des Medienpreises für Qualitätsjournalismus

Am 29. Oktober 2025 wurde im Hotel Baur au Lac in Zürich zum 24. Mal der «Medienpreis für Qualitätsjournalismus» verliehen. Über 1'000 Medienschaffende hatten sich dafür beworben. Damit ist der Medienpreis für Qualitätsjournalismus eine der grössten und renommiertesten Auszeichnungen für Qualitätsjournalismus in ganz Europa.

Präsident der Jury ist Franz Fischlin, der langjährige ehemalige Moderator der SRF-Tagesschau und Co-Founder von YouMedia, dem Kompetenzzentrum für Jugend und Medien.
Erstmals in der Jury dabei waren u.a. Simonetta Sommaruga (ehemalige Bundesrätin, Medienministerin und Bundespräsidentin) sowie Martina Fehr (Direktorin des Medienausbildungszentrums MAZ und Präsidentin des Schweizer Presserats).

Die Gewinnerinnen und Gewinner 2025:

Kategorie: «Gesellschaft, Politik und Kultur»
- 1. Preis: Leonie Feuerbach (Frankfurter Allgemeine):
  Herr Has effiliert seine Bücher (Leserbriefschreiber)
- Ehrenpreis: Beni Gafner und Andy Müller (SRF TV): Mehrkosten beim F-35
- Ehrenpreis: Christof Münger (Tamedia): Auschwitz – Ein Ozean des Leidens

Kategorie: «Wirtschaft, Finanz und Konsum»
- 1. Preis: Marianne Kägi (SRF TV Kassensturz): Produktion kaputter Jeans

Kategorie: «Gesundheit, Sport und Umwelt»
- 1. Preis: Christian Bachmann, Andrea Fischli Roth, Kathrin Hönegger und François Loriol (SRF TV Einstein): Frauen sind die Helden im Fussball
- Ehrenpreis: David Krenz (Süddeutsche Zeitung): Alles muss raus (Weltkriegsmunition im Meer)

Kategorie: «Jungjournalistinnen und Jungjournalisten»
- 1. Preis: Benedikt Dietsch (Flip): Die Bärentöter (Trophäenjäger)
- Ehrenpreis: Aileen Lakatos (Ringier): Social-Media-Host des Beobachters
- Ehrenpreis: Mateo Landolt (Tele 1): Bundesratsjet PC-24 – Die Schweiz kauft ein Flugzeug

Kategorie: «Sonderpreise»
- Lisa Kreutzer und Team (Andererseits): Magazin in leichter Sprache

———————————————

Medienpreis für Qualitätsjournalismus
Dr. Norbert Bernhard
Vordergasse 61
8200 Schaffhausen / Schweiz
norbert.bernhard@medienpreis.ch
www.medienpreis.ch

Die Gewinnerinnen und Gewinner 2025

1. Preise: Gesellschaft, Politik und Kultur: **Leonie Feuerbach** (Frankfurter Allgemeine): Herr Has effiliert seine Bücher
Wirtschaft, Finanz und Konsum: **Marianne Kägi** (SRF Kassensturz): Produktion kaputter Jeans
Gesundheit, Sport und Umwelt: **Christian Bachmann, Andrea Fischli Roth, Kathrin Hönegger und François Loriol** (SRF TV Einstein): Frauen sind die Helden im Fussball
Jungjournalistinnen und Jungjournalisten: **Benedikt Dietsch** (Flip): Die Bärentöter

Ehrenpreise: Gesellschaft, Politik und Kultur: **Beni Gafner und Andy Müller** (SRF TV): Mehrkosten beim F-35
Gesellschaft, Politik und Kultur: **Christof Münger** (Tamedia): Auschwitz – Ein Ozean des Leidens
Gesundheit, Sport und Umwelt: **David Krenz** (Süddeutsche Zeitung): Alles muss raus
Jungjournalistinnen und Jungjournalisten: **Aileen Lakatos** (Ringier): Social-Media-Host des Beobachters
Jungjournalistinnen und Jungjournalisten: **Mateo Landolt** (Tele 1): Bundesratsjet PC-24

Sonderpreis: Lisa Kreutzer und Team (Andererseits): Magazin in leichter Sprache

Die Gewinnerinnen und Gewinner 2002 bis 2024*

1. Preis 2002	Claude Baumann (Weltwoche)
1. Preis 2003	Beat Kappeler (NZZ am Sonntag)
1. Preis 2004	Carmen Gasser und Stefan Lüscher (Bilanz)
1. Preis 2005	Meinrad Ballmer und Marco Zanchi (Tages-Anzeiger)
1. Preis 2006	Daniel Ammann (Weltwoche)
1. Preis 2007	Albert Steck (Bilanz)
1. Preis 2008	Markus Schneider (Weltwoche)
1. Preis 2009	Michael Ferber und Michael Rasch (NZZ)
1. Preis 2010	Harry Büsser (Bilanz)
1. Preise 2011	Mark Dittli (Finanz und Wirtschaft und Tages-Anzeiger-Magazin) / Hansjürg Zumstein (SF1)
1. Preise 2012	Zoé Baches (NZZ) / Reto Gerber und Andreas Kohli (SF1 Eco)
1. Preise 2013	René Ammann und Balz Ruchti (Beobachter) / Michael Haselrieder, Karl Hinterleitner, Reinhard Laska (ZDF)
1. Preise 2014	Finanz-und-Wirtschaft-Team: Philippe Béguelin, Mark Dittli, Christoph Gisiger, Tina Haldner, Ruedi Keller, Tommaso Manzin, Andreas Neinhaus, Clifford Padevit, Alexander Trentin Michael Rasch (NZZ) / Markus Städeli (NZZ am Sonntag) / Katharina Deuber (SRF Eco) Martin Vetterli und Bernhard Raos (Beobachter) / Samuel Emch (Radio SRF Trend) Kassensturz-Team für 40 Jahre Kassensturz: Pasquale Ferrara, Charlotte Michel, Ueli Schmezer, Christian Schürer, Wolfgang Wettstein
1. Preise 2015	Monica Hegglin (Finanz und Wirtschaft) / Hansjürg Zumstein (SRF TV) Finews-Team: Peter Bohnenblust, Claude Baumann, Michael Sicker, Peter Hody, Samuel Gerber, Frédéric Papp, Christoph Meier, Ursula Bohnenblust, Antonio Prosperati, Daniel Schwenger
1. Preise 2016	NZZ-Team: Michael Ferber, Claudia Gabriel, Werner Grundlehner, Christof Leisinger, Anne-Barbara Luft, Michael Rasch, Michael Schäfer, Eugen Stamm Jean François Tanda (SRF Eco)

1. Preise 2017	Stefan Jäger (ARD) / Jan Willmroth (Süddeutsche Zeitung)
1. Preise 2018	Rundschau-Team für 50 Jahre Rundschau:
	Sandro Brotz, Fiona Endres, Florian Imbach, Michael Perricone, Mario Poletti, Samira Zingaro
	Hannes Grassegger (Tages-Anzeiger-Magazin)
1. Preise 2019	Zoé Baches (NZZ) / CNN-Money-Switzerland-Team
1. Preise 2020	SRF-Rundschau-Team (zusammen mit ZDF und Washington Post):
	Fiona Endres, Nicole Vögele, Dominik Meier, Anielle Peterhans, Mario Poletti
	The-Market-Team für Website und Print-Sonderpublikation: Mark Dittli, Christoph Gisiger, Michael Griesdorf,
	Andreas Kälin, Ruedi Keller, Gregor Mast, Ruedi Minger, Fabio Pasinetti, Sandro Rosa, Daniel Zulauf
1. Preise 2021	Handelsblatt Investigativ: René Bender, Felix Holtermann, Sönke Iwersen und Volker Votsmeier
	Harry Büsser (Handelszeitung TV)
	Urs Bachofner und Daniel Stadelmann (SRF Eco): Sonderpreis des Arbeitgeberverbands
1. Preise 2022	Lukas Lippert (Beobachter) / Samuel Emch (SRF Radio) / Andrea Hauner (NZZ Format)
	Dr. Vivian Pasquet (Geo) / Sebastian Bräuer, Florian Haupt und Elisa Forster (NZZ am Sonntag)
	Helena Schmid (SRF Rundschau): Sonderpreis für Jungjournalistinnen und Jungjournalisten
	Anne-Barbara Luft (Bilanz): Sonderpreis des Schweizerischen Arbeitgeberverbands
1. Preise 2023	Christina Brun und Sebastian Ramspeck (SRF Global)
	Ulrich Bahnsen und Martin Spiewak (Die Zeit)
	Christian Brönnimann und Oliver Zihlmann (Tamedia)
	Christof Franzen, Dave D. Leins, Roger Brunner und Rajan Autze (3sat)
	Marc Meschenmoser (K-Tipp)
	Nina Blaser und Maj-Britt Horlacher (SRF Impact)
	Jannik Belser (Schweizer Monat)
	Oliver Washington und Curdin Vincenz (SRF Radio)
1. Preise 2024	Flurin Clalüna, Barbara Klingbacher, Fabian Schäfer, Reto U. Schneider und Aline Wanner (NZZ Folio)
	Katrin Kampling und Caroline Walter (NDR)
	Pascal Michel (CH Media)
	Raphael Brunner (Beobachter)
	Daniela Gassmann (Süddeutsche Zeitung Magazin)
	Florentin Erb und Jasmine Jacot-Descombes (NZZ Video)
	Andreas Valda und Julie Body (Handelszeitung)

* 2002 bis 2024: Nur 1. Preise (ohne Ehrenpreise und Sonderpreise)

Alle Beiträge finden sich im Original auf medienpreis.info

Die Nominierten 2025

1. Kategorie: «Gesellschaft, Politik und Kultur»

Catherine Boss und Roland Gamp (Tages-Anzeiger):
Weil die Gerichte überlastet sind (Justizkrise)

Dennis Bühler (Republik):
Was ändert sich, wenn statt alte Männer junge Frauen Poltik machen?

Christoph Farkas, Julian Schmelmer und Theresa Tröndle (Die Zeit Campus):
Kaputt (Renovierungsbedürftige Universitäten)

Leonie Feuerbach (Frankfurter Allgemeine):
Herr Has effiliert seine Bücher (Leserbriefschreiber)

Beni Gafner und Andy Müller (SRF TV):
Mehrkosten beim F-35

Julia Kopatzki (Der Spiegel):
Darf ich raus? (Mädchenheim)

Charles Liebherr (SRF Radio):
Das Cello des Holocaust-Opfers: Stolperstein im EU-Parlament

Christof Münger (Tamedia):
Auschwitz – Ein Ozean des Leidens

Carola Padtberg und Andreas Bernard (Der Spiegel):
Abgelenkt und trotzdem da (ADHS)

Anneke Quasdorf (Neue Westfälische):
Wie eine Mutter um ihre cracksüchtige Tochter kämpft

Fabienne Riklin (SonntagsZeitung):
Sie, das macht etwas mit mir (Musiktherapie für junge Straftäter)

Jakob Schrenk (Süddeutsche Zeitung Magazin):
Das Ertrinken im Redefluss (Mehr reden, weniger schreiben)

2. Kategorie: «Wirtschaft, Finanz und Konsum»

Olivier Christe, Sven Niederhäuser, Balz Oertli (Correctiv und WAV Recherchekollektiv):
Investitionen von Pensionskassen

Marianne Kägi (SRF TV Kassensturz):
Produktion kaputter Jeans

Catiana Krapp (Handelsblatt):
Der Kleinaktionär, der Deutschlands Hauptversammlungen aufmischt

Sonja Mühlemann, Philippe Odermatt und Simone Rau (SRF TV Investigativ):
Undercover beim Goldhändler

Ulrich Rotzinger (Blick / SonntagsBlick):
Fleischskandal (Gammelfleisch)

Florian Schoop und Janique Weder (NZZ):
Der Aufstand der Preisrebellen (Einkaufstouristen)

Lucia Theiler und Team (SRF Radio News Plus):
Podcast-Serie «Die Spritze» (Abnehmspritze)

3. Kategorie: «Gesundheit, Sport und Umwelt»

Anant Agarwala und Martin Spiewak (Die Zeit):
Ein Buch lesen? Ganz?!

Christian Bachmann, Andrea Fischli Roth, Kathrin Hönegger und François Loriol (SRF TV Einstein):
Frauen sind die Helden im Fussball

Sophie Burfeind (Brand eins):
Was passiert mit all den geretteten Leben? (Schlaganfall)

Katharina Deuber (SRF TV Reporter):
Der Traum von den Paralympics

Cornelia Eisenach (Republik):
So kommt die Artenvielfalt in den Wald zurück

David Krenz (Süddeutsche Zeitung):
Alles muss raus (Weltkriegsmunition im Meer)

4. Kategorie: «Jungjournalistinnen und Jungjournalisten»

Franka Bals und Team (Süddeutsche Zeitung):
Zuversicht (Crossmediale Serie)

Janina Bauer (Correctiv):
(Un)Heimliche Meinungsmacher (Blocher & Co.)

Benedikt Dietsch (Flip):
Die Bärentöter (Trophäenjäger)

Malin Hunziker (NZZ):
Sie tritt zurück, damit ihr Mann Präsident der SNB sein kann

Aileen Lakatos (Ringier):
Social-Media-Host des Beobachters

Mateo Landolt (Tele 1):
Bundesratsjet PC-24 – Die Schweiz kauft ein Flugzeug

Simon Maurer (CH Media):
Grosse Firmen sponsern mehr Lehrstühle

5. Kategorie: «Sonderpreise»

Zita Affentranger, Monika Bolliger, Christof Forster, Markus Hofmann, Brigitte Kramer, Matthias Kündig, Iwan Lieberherr, Christina Scheidegger und Lukas Schneider (SRF Radio):
80 Jahre Echo der Zeit

Patricia Banzer, Dominik Bauer, Henriette Bornkamm, Nicole Freudiger und Deborah Rhyner (SRF TV Kultur):
Fromme Törtchen (Serie um Backen und Religion)

Ekaterina Glikman (Novaya Gazeta Europe):
Russisches Exilmedium

Mario Grossniklaus und Team (SRF TV News Spezial):
175 Jahre Post

Juliane Hermes und Team (ARD/ZDF/WDR):
Hand drauf (Informationskanal in Gebärdensprache)

Lisa Kreutzer und Team (Andererseits):
Magazin in leichter Sprache

Ilka Lorenzen und Patricia Pantel (Deutschlandradio):
Kakadu – Der Kinder-Podcast

Die folgenden Unternehmen und Organisationen setzen sich für den Qualitätsjournalismus ein. Wir danken für ihre Unterstützung.

1. Preis
Gesellschaft, Politik und Kultur

Leonie Feuerbach
Frankfurter Allgemeine Zeitung

Herr Has effiliert seine Bücher





Herr Has *effiliert* seine *Bücher*

Uwe-Jens Has schreibt der F.A.Z. seit Jahrzehnten Leserbriefe. Sie erzählen von einem anekdotenreichen Leben als Taxifahrer und Vielleser. Eine Begegnung in Berlin-Zehlendorf.

Von Leonie Feuerbach, Fotos Hannes Jung

Es gebe da diesen Leserbriefschreiber namens Uwe-Jens Has, erzählte mir eines Tages ein älterer Kollege: „Ein irrer Typ." Unzählige Briefe habe er in den vergangenen Jahrzehnten verfasst, voller Anekdoten über seine Erlebnisse als Taxifahrer und voller Verweise auf unzählige Romane, Sachbücher, Artikel. Andere schrieben noch mehr Leserbriefe, aber das seien oft pensionierte Oberstudienräte oder Ingenieure, die in belehrendem Ton Fehler korrigierten. Dieser Has aber, der sei besonders: ein taxifahrender Autodidakt mit Berliner Schnauze. „Treffen Sie den doch mal und schreiben ein Porträt über ihn!"

Das Archiv zeigt 60 Treffer an: So viele Leserbriefe hat die F.A.Z. von Has abgedruckt. Ausgedruckt sind es 30 Seiten. Beim Lesen fällt sofort auf, dass Herr Has schreibt, als würde er sprechen. In seinen Leserbriefen stehen Formulierungen wie „Dazu fällt mir diese Anekdote ein" oder „Irgendwem muss ich's erzählen". Zu einem Bericht über die Eröffnung des „Futuriums" in Berlin-Mitte schreibt er: „Ob sich da die Anreise aus Berlin-Zehlendorf lohnt? Ick wees et nich." Zu einer Hommage an den Cellisten Mstislaw Rostropowitsch: „Kleines Lesefest wie immer, erinnert mich daran, wie ich als Taxifahrer einmal nachts um eins einen Auftrag für die Berliner Philharmonie bekam. Künstlereingang. Wer stieg ein? Rostropowitsch. (…) Ich hatte gerade ‚Die Erzählungen Belkins' von Puschkin als Halteplatzlektüre dabei und fragte, ob er mir dort hinein eine Widmung schreiben könne. Darüber war er sehr erfreut. Wohl weniger über den Wunsch, sondern mehr darüber, dass ich Puschkin las."

Das Wort „Halteplatzlektüre" gefällt mir. Überhaupt hat Has eine Art zu schreiben, die für ihn einnimmt und neugierig macht. Ich schreibe ihm eine Mail. Ob er sich vorstellen könne, sich für die F.A.Z. porträtieren zu lassen? Die Antwort kommt umgehend: „Guten Tag Leonie Feuerbach, ja, sehr erfreut, kommen Sie einfach vorbei, meine Frau (Eike-Kathrin Asen) ist dabei und verdreht die Augen, wenn ich was Falsches sage." Nur bezüglich meiner Idee, mit ihm im Taxi durch Berlin zu fahren, müsse er mich enttäuschen: Has, stellt sich heraus, ist 78 Jahre alt und längst in Rente. „Seitdem bin ich nur noch Mensch, laufe durch die Wohnung und effiliere meine Bücher." Effilieren? Das ist ein Wort, das ich nachschlagen muss, was mir nicht oft passiert und mich etwas einschüchtert. Es bedeutet „ausdünnen" und gehört laut Lexikon eigentlich zum „Friseurhandwerk" – klingt aber viel schöner als „aussortieren" oder „ausmisten".

Zur Vorbereitung auf unser Treffen schickt Has dann noch mehrere Mails voller Anekdoten. Zum Beispiel die, wie er mal den Schauspieler Martin Wuttke fuhr: Der habe das Fahrtziel „so routiniert und klar und irgendwie gut angesagt, dass ich ihn nur dunkel ahnend fragte, ob er im Berliner Ensemble den Arturo Ui spielt. Da meinte er, wie ich das erkannt hätte. Und ich: ‚An der Art, wie Sie die Tür zugeschlagen haben.'"

Nur eine Woche später stehen der Fotograf und ich am Nachmittag vor Has' Tür in Berlin-Zehlendorf. Als wir klingeln, fühlen wir uns ein bisschen wie Fans, die jetzt einen Star treffen werden – gerade habe ich dem Fotografen noch einen Brief und die Wuttke-Mail vorgelesen, und jetzt freuen wir uns beide auf den Termin. Uwe-Jens Has öffnet uns die Tür. Er hat kaum noch Haare, aber wenige Falten für Ende 70. Er trägt eine goldene Hornbrille, so altmodisch, dass sie schon wieder hip ist. Kurz bin ich ein bisschen überrascht davon, dass jemand, der so außergewöhnliche Briefe schreibt so normal aussieht wie dieser freundliche alte Herr.

Has braucht nur wenige Sekunden bis zu seinem Lieblingsthema: Guten Tag, die Schuhe könne man anlassen, dort sei die Toilette, „der einzige Raum ohne Bücher, aber mit Gästehandtuch". Wir lachen, Has lächelt zufrieden. Er bittet, ihm zu folgen, gleich könne man sich setzen und selbstgemachte Limonade trinken, aber erst wolle er noch seine Bücher zeigen. Bis zum Hinsetzen vergehen dann noch anderthalb Stunden.

Wir begrüßen auch Eike-Kathrin Asen, Has' Frau. Sie wird bei dem Gespräch meist anwesend sein, manchmal amüsiert lächelnd, wie jemand, der das alles schon kennt. Anders als von ihm angekündigt, verdreht sie nicht die Augen, wenn er spricht. Aber sie sagt leise „ja", als Has sagt: „Wenn ich das jetzt alles zeige, das ist ja auch übertrieben, nicht?" Er zeigt dann trotzdem alles. Bücher von Jane Austen, Thomas Bernhard, Theodor Fontane. Von Primo Levi, Thomas Mann, Virginia Woolf. „Oben ist eiserner Bestand", sagt er mit einem Fingerzeig aufs Regal. Dort stehen Werke der Psychiater Viktor Frankl und Karl Jaspers neben Erzählungen von Felix Hartlaub und Hildegard Knef. „Das, das und das", er zeigt auf drei Regalbretter auf der rechten Seite, „habe ich Eike vorgelesen in der Zeit, die wir hier wohnen. Und die Zeitungsausschnitte, die sind hier." Daneben Umschläge, in denen er seine Leserbriefe aufbewahrt.

Wenn Leser an ihre Zeitung schreiben, dann meistens, weil sie sich über etwas geärgert haben, etwas korrigieren wollen oder ihre abweichende Meinung kundtun. Has sagt, er habe das früher auch manchmal gemacht. „Aber das finde ich seelisch nicht so schön, und das mach' ich auch nicht mehr." Heute schreibt er Leserbriefe, wenn ihm zu einem Artikel etwas einfällt, wenn er das Gefühl hat, dem Geschriebenen etwas hinzufügen zu können. „Bei der F.A.Z. ist es so, dass mir immer was dazu einfällt." Etwa eine Anekdote aus seiner Zeit als Taxifahrer. Oder ein Verweis auf ein Buch, das er gelesen hat.

„Willst du nicht ein Bild ohne Brille machen?", fragt seine Frau, als der Fotograf ihn zwischen seinen Büchern ablichtet. „Nee", antwortet er vergnügt, „ich sehe mit intelligenter aus." Herr Has atmet schwer und schnell. Das könnte am Alter liegen, oder daran, dass er so viel und so begeistert spricht. Er redet ohne Punkt und Komma, ein nie versiegender Gedankenstrom sprudelt aus ihm heraus. Ich bin froh, dass ich ein Aufnahmegerät dabei habe, denn es ist kaum möglich mitzuschreiben. Wenn ich drei Worte aufschreibe, ist Has schon drei Sätze weiter. In einem Moment bin ich entzückt, im nächsten fühle ich mich erschlagen.

Has führt uns in die Küche. Hier sitzt er jeden Morgen am Tisch und frühstückt. Zwei geschälte Äpfel, eine Tasse schwarzen Kaffee, zwei Stunden Zeitungslektüre. Er liest die Zeitung immer in derselben Reihenfolge. Den Sportteil wirft er ungelesen weg. Danach markiert er interessante Sendungen im Fernsehprogramm. Dann liest er die Zeitung, vorne beginnend, komplett durch, nur den Finanzteil spart er aus. „Dafür ist es jetzt auch zu spät." Als Taxifahrer hat er nicht genug verdient, um Geld in etwas anderes zu investieren als in Bücher.

Die Artikel, von denen er denkt, dass sie auch seine Frau interessieren, schneidet er aus. Manchmal stapelt er sie nur aufeinander, manchmal gestaltet er die Zeitung um und klebt die Artikel, von denen er findet, seine Frau solle sie zuerst lesen, auf die Seite 1 der F.A.Z. Jeden Morgen bereitet er ihr zum Zeitungsmenü auch ein Frühstück. Sie, eine Langschläferin, frühstückt lange nach ihm, dem Frühaufsteher. Auch deshalb hat jeder sein eigenes Zimmer. „Die Küche ist sein Reich", sagt sie. Manchmal frage er sie ab zu den Artikeln. „Sie spielt Laientheater und muss viel Text lernen", sagt Has, deshalb mache er bei der Zeitung die „Vorarbeit". Seine Leserbriefe schreibt er meist direkt am Küchentisch. Manchmal ist er geduldig genug und wartet, bis sie aufsteht. Dann korrigiert sie seine Kommasetzung.



Bei 42 Grad: Has liest gern in der Badewanne – das heiße Wasser tut seinem Rücken gut.



Zeitungsfrühstück: Has schneidet die Artikel aus, die seine Frau zuerst lesen soll, und klebt sie auf die Seite 1.

Auf die Artikel, die ihm besonders gut gefallen, schreibt Has mit Rotstift den Buchstaben „A". Das steht für aufheben. Später heftet er sie in Mappen ab. Was zeichnet Artikel aus, die ein „A" verdienen? Thematisch interessiert ihn alles. Begeistert ist er, wenn die Texte schön geschrieben sind. Er mag besondere Formulierungen. Und die unterstreicht er dann auch. Was er nicht mag, ist übermäßige Kritik: „Das wird den Leuten nicht gerecht", findet er. „Hier zum Beispiel", er hebt einen Ordner hoch, in dem er Kritiken gesammelt hat, „schreibt Magnus Klaue in der ‚Jungle World' sehr negativ über Jenny Erpenbeck. Aber hier in diesem Buch schreibt sie an einer Stelle etwas von der Grenze, die durch die Schnurrbarthaare einer Katze verläuft. Das finde ich ja nun wirklich wunderbar."

Has neigt nicht zu starren Meinungen. Er hält zwar eigentlich nichts vom Gendern. „Aber ich lese auch immer die Gegenseite." Er zieht ein Büchlein mit dem Titel „Genus und Geschlecht" hervor, das Argumente für geschlechtersensible Sprache versammelt. „Hier gibt es ein Beispiel", sagt er. „Rita Süssmuth sollte mal ein Gesetz unterschreiben, in dem stand: ‚Wenn der Arzt im Praktikum schwanger wird, hat er Urlaub nach den Regelungen des Mutterschutzgesetzes', und das wollte sie nicht." Das leuchtete ihm ein.

Wenn Has mit der Zeitung fertig ist, widmet er sich seinen Büchern. Die liest er gerne in der Badewanne. Das heiße Wasser tut ihm gut. „42 Grad. Ich hab was im Kreuz. Churchill hat jeden Tag gebadet im Krieg. Oder ich lese in meinem Zimmer. Churchill hat gesagt, es ist schade um jedes Buch, das man zu früh gelesen hat. Für mich ist jetzt nichts mehr zu früh."

Der Fotograf horcht auf. Ob er morgen noch mal wiederkommen und Has beim Zeitunglesen am Frühstückstisch und vor allem beim Buchlesen in der Badewanne fotografieren könne? Has stimmt ohne zu zögern zu. „Dann muss ich allerdings noch daran denken, Badeschaum zu kaufen", sagt er vergnügt, „soll ja alles anständig sein."

An seinem Briefkasten klebt ein Schild: „Büchersendungen, die nicht in den Briefkasten passen, bitte darüber / darunter / daneben ablegen. Danke. Uwe-Jens Has." Heute seien schon drei gekommen. Ist das immer so? „Nein", sagt er. Seine Frau widerspricht: „Eigentlich kommen jeden Tag zwei bis drei." Has, erklärend: „Ein Buch zieht das nächste nach sich." Selbst, wenn es einem nicht gefallen habe. Peter Eisenman, der Architekt des Holocaustmahnmals, habe einmal gesagt, er bewege sich durch schöpferische Fehllektüre durchs Leben. „Eike sagt immer, ich zitiere zu viel. Aber es gibt so einen Spruch von Wilhelm Raabe: ‚Nur wer viel liest, weiß, was er ungelesen lassen kann.'"

Has' Gedanken springen so schnell hin und her, dass ich oft kaum mitkomme. Er greift jetzt wieder in die Mappe mit den Zeitungsartikeln. „Das ist ein Text über ADHS. Das war früher nicht so bekannt. Ich reagiere sehr schnell, und wenn meine Frau was sagt, unterbreche ich sie meistens schon, bevor sie fertig ist. Irgendwann hätte sie sich bestimmt von mir getrennt…" – „Ich war kurz davor", wirft sie ein. „Aber sie

kennt eine Psychologin, der hat sie das erzählt, und die hat gesagt: ‚Das ist seine Krankheit, das ist nicht gegen dich.' Und das hat unsere Beziehung gerettet." „Ja", sagt Asen, „dann konnte ich das akzeptieren."

Als Has jung war, gab es die Diagnose ADHS noch nicht. Bei ihm wurden stattdessen Tics diagnostiziert. Therapien halfen dagegen nicht. Has konnte sich in der Schule nie konzentrieren, er hat als einziger in der Familie kein Abitur und nicht studiert. Die fünf Anläufe an der Abendschule schlugen alle fehl. „So ist das wohl bei diesen ADHS-Leuten, dass die nur machen können, was sie fasziniert." Ob er manchmal überlege, wie sein Leben mit einer früheren Diagnose verlaufen wäre? Ob er dann wohl Medikamente bekommen hätte und Germanistikprofessor geworden wäre statt Taxifahrer? „Nee", sagt er bestimmt. Seine Frau sagt: „Aber vielleicht Journalist. Oder Architekt?" – „Nee, ich kann doch nur bis drei rechnen." Sie schaut ihn liebevoll an und sagt: „Aber ich hab's dir doch bis vier beigebracht."

Wenn man Has und seiner Frau zuhört, fühlt man sich wie der Zuschauer eines freundlichen Pingpong-Matchs, eines spielerischen Schlagabtauschs, ohne jegliche Härte. 1987 lernten die beiden sich über eine Kontaktanzeige kennen. Has hatte auch schon welche aufgegeben, diesmal meldete er sich auf die von Asen, im Stadtmagazin „Tip". „Aber das war nur so eine Dreimonatsaffäre", erzählt sie.





Waldsiedlung Zehlendorf: Has lebt in einer Zwanzigerjahre-Wohnung des Architekten Bruno Taut. Den Blick ins Grüne versperren Bücherstapel.

„Ich sage immer: Beim ersten Kennenlernen haben wir uns nicht erkannt." 2003 schrieb er ihr einen Brief, ob sie sich nicht einmal wiedersehen wollten. „Das haben wir gemacht", sagt sie. „Und dann war ganz klar: Das ist es." Heute sei er oft allein zu Hause und sie unterwegs. „Sie hat Hummeln in irgendeiner Stelle ihres Körpers." – „Ich hab' zu viele Interessen." – „Sie geht zum Beispiel zu einer Gruppe mit Philosophiefreunden in Dahlem." – „Das ist eine philosophische Arbeitsgruppe."

Es gab eine Zeit, da hat Uwe-Jens Has mit dem Taxifahren gehadert. Er fühlte sich, als hätte er mehr erreichen müssen im Leben. In dieser Zeit weinte er viel: „Ich musste immer heulen." Bei ihm wurde eine mittelschwere Depression diagnostiziert. 1994 bewarb er sich als Werbetexter bei einem Unternehmen in Stuttgart. Als Arbeitsprobe reichte er eine seiner Kontaktanzeigen ein. „Jungenhafter Mann, 49, hat auf der besseren Hälfte seiner 2-schläfrigen Matratze lauter Bücher liegen. Weiß jetzt sehr viel – aber wem erzählen? Möchte mal wieder eine Frau lesen, statt Bücher zu umarmen. Eher warmherzig, eher burschikos. Bitte zeigen Sie die Anzeige auch Ihrer Freundin." Er bekam die Stelle. Als klar war, er würde nun Berlin verlassen, nie wieder Taxi fahren und stattdessen jeden Tag in Stuttgart in ein Büro gehen, gefiel ihm das gar nicht. Und plötzlich wurde ihm bewusst, dass er eigentlich doch genau das Richtige tat. Has formuliert es so: „Das hat die Sache völlig verändert." Er sagte ab und fuhr seither viel lieber Taxi. So hat er es auf 40 Jahre auf den Straßen Berlins gebracht, von 1971 bis 2011.

Meistens fuhr Has nachts, weil es ihm tagsüber zu voll war. So konnte er spät aufstehen, ausführlich Zeitung lesen, schwimmen gehen, dann in die Buchhandlung und danach ins Café. Und dann stieg er in sein Taxi, das vor der Tür stand, ganz ohne Anfahrtsweg zum Arbeitsplatz. Das gefiel ihm gut, auch wenn er sagt: „Das Publikum lässt ab Mitternacht sehr nach in der Qualität."

Als Halteplatzlektüre, sagt Has, eigneten sich eher leichte Bücher. „In der Taxe kann man sich nicht so versenken, da braucht man die Aufmerksamkeit." Welche leichten Bücher hat er denn dort so gelesen? Naja, es seien auch nicht nur leichte gewesen. „Das Gleichgewicht der Großmächte" von Henry Kissinger zum Beispiel. Manchmal, wenn ein berühmter Fahrgast in sein Taxi stieg, bat er um ein Autogramm in das Buch, das er gerade las. So schrieb ihm Joachim Gauck, bevor er Bundespräsident wurde, eine Widmung: „Die Freiheit des Erwachsenen heißt Verantwortung. Ein norddeutscher Gruß an einen lesenden Berliner!" Der Musik- und Theaterkritiker Joachim Kaiser schrieb ihm: „Herrn Uwe-Jens Has – der so viel über mich wusste, dass ich erbleichte. Sehr herzlich, Joachim Kaiser".

Vom Wohnzimmertisch geht es zurück in sein Zimmer, noch einmal zu den Büchern, Has bietet mir den einzigen Stuhl an. Ob er sich nicht lieber setzen wolle, frage ich ihn – immerhin geht er auf die 80 zu, ich bloß auf die 40. „Ich stehe aus dramaturgischen Gründen", entgegnet Has vergnügt. Inzwischen sind mehr als drei Stunden vergangen, ich sinke dankbar und ermattet auf den Stuhl und versuche vorsichtig anzumerken, dass ich demnächst dann auch loswolle. Doch Has redet weiter, immer weiter. Ob er wegen seines ADHS nicht bemerkt, wie erschöpft ich inzwischen bin? So ist es nicht, denn irgendwann sagt er schmunzelnd: „Sie sagen, Sie wollen gehen, aber ich achte da gar nicht drauf."

Er erzählt jetzt von der Bücherstube der Kirchengemeinde in Berlin-Nikolassee, wo man Bücher für einen Euro bekommt. „Und an der FU, in der Rostlaube, das ist jetzt leider zu, die haben einen Riesenraum mit dem Besten, was die Wissenschaftler, Studenten und Kritiker da abgeben, teils mit Anstreichungen, da bin ich immer gewesen, zweimal in der Woche." Oft schlägt er auch bei Bibliotheksverkäufen zu. Manchmal wartet er jahrelang, bis er ein Buch kauft, weil es davor zu teuer ist.

Von seinem Zimmer geht ein Balkon ab, von dort aus schaut man auf die Wiesen und Wälder des Berliner Südwestens. Seine Frau sitzt hier sehr gerne, er beobachtet morgens kurz den Fuchs, der die immer selbe Runde dreht, dann geht er zurück in die Wohnung. Berlin hat er seit 40 Jahren nicht mehr verlassen. Das liegt nicht nur am Geld. 1970 war er einmal mit einem Freund auf Mykonos. Aber im Liegen am Strand konnte er nicht gut lesen. „Und dann die Sonne." Has flog früher zurück als geplant.

Im Alter ist sein Radius noch kleiner geworden. „Ich war seit 2011 nicht mehr am Ku'damm. Im Moment bin ich fast nur zu Hause, weil ich nicht so gut längere Strecken laufen kann. Ich gucke zu oft in den Computer. Wenn ich einen Namen lese in der F.A.Z., schaue ich nach, wer das ist. Oder, da ich nicht reise, schaue ich mir ferne Gegenden der Welt an. Youtube-Videos über arme Städte oder über ‚beautiful landscapes' in den USA zum Beispiel."

Als er noch besser zu Fuß war, ist er gern um die Krumme Lanke gelaufen, einen beliebten Berliner Badesee, der gleich um die Ecke liegt. „Das geht jetzt nicht mehr so." Statt den See zu umrunden, laufen seine Frau und er bis dorthin, setzen sich auf eine Bank und schauen aufs Wasser. Manchmal wollen sie gar nicht wieder aufstehen. Sie spielen dann ein Spiel, um den Aufbruch hinauszuzögern. „Dann sagen wir: ‚Wir bleiben, bis jemand vorbeiläuft, der Englisch spricht oder einen Hund dabei hat oder geschmacklos gekleidet ist.'" Seine Frau nickt.

Eben noch wollte ich gehen, jetzt hätte ich nichts gegen ein weiteres Glas Limonade einzuwenden, so sehr gefällt mir die Vorstellung dieses alten Paars, händchenhaltend auf einer Bank, den Augenblick genießend. Has' Anekdoten ermüden mich, aber sie rühren mich auch. Als ich wieder auf der Straße bin, merke ich, dass meine Augen feucht geworden sind und mein Herz klopft. Das erlebe ich selbst nach langen, interessanten Interviews selten. Es sind so viele Dinge, die mich an Has bewegen. Seine Liebe zur gedruckten Zeitung, diesem verschwindenden Produkt, dem ich meinen Lebensunterhalt verdanke. Die Liebe zu seiner Frau, die in jedem an sie gerichteten Satz spürbar ist, selbst wenn es bloß um Ess- oder Lesegewohnheiten geht. Das Gefühl, gerade Einblick in ein gelungenes Leben bekommen zu haben, auch wenn es nach objektiven Kriterien kein erfolgreiches ist.

Ich gehe mit einer Freundin Abend essen und erzähle so viel von Herrn Has, dass mein Wortschwall mich an seinen erinnert. Dem Fotografen geht es offenbar ähnlich. Am nächsten Tag schreibt er eine SMS: „Termin heute Morgen wieder absolut großartig." Er schickt ein Foto von Herrn Has in der Badewanne, dazu den Text: „Heute aber extra kälteres Wasser für das Foto. ‚Nicht, dass mein Kopf zu rot wird!'" Der Fotograf und ich schreiben Dutzende SMS in Sachen Has hin und her, versehen unsere Nachrichten mit Herzen und nach oben gestreckten Daumen.

Hier könnte dieser Text enden. Aber anders als sonst, wenn ich einen Text geschrieben habe, schließe ich innerlich nicht mit der Recherche ab. Herr Has geht mir auch Wochen später nicht aus dem Kopf. Mich beschleicht das Gefühl, ihm die wesentlichen Fragen nicht gestellt zu haben: Ist er glücklich damit, wie sein Leben verlaufen ist? Dass er „nur" Taxifahrer war, obwohl er so klug ist? Oder erzeugt er mit all seinen Anekdoten und Zitaten nur gern diesen Eindruck? Lebt er in seinen Leserbriefen die literarische Ader aus, die ihn eigentlich zum Journalisten oder Schriftsteller befähigt hätte, woraus wegen der ADHS aber nichts wurde? Blickt er mit seinen knapp 80 Jahren mit Bedauern auf verpasste Gelegenheiten zurück oder mit Dankbarkeit auf ein erfülltes Leben?

Ich rufe ihn an. „Es gibt immer verschiedene Arten des Rückblicks. Verpasste Gelegenheiten – das ist so ein Gedanke, den man öfter mal haben kann. Aber Bedauern empfinde ich nicht", antwortet er. Einen Moment lang hoffe ich, jetzt hätte ich seinen Schutzwall aus Worten geknackt und das erreicht, was darunter ist. Aber so ist es nicht. Has kehrt sofort wieder in sein gewohntes Schema zurück, persönliche Fragen mit einem Zitat zu beantworten. Kierkegaard habe einmal gesagt, das Leben werde vorwärts gelebt und rückwärts verstanden, sagt er: „So ist es eher." Ich versuche es noch einmal: „Sind Sie ein glücklicher Mensch?" – „Ich würde sagen ja", sagt Has. Vor allem habe er ein heiteres Gemüt. „In welchen Momenten sind Sie denn besonders glücklich?" Wieder antwortet er mit einem Zitat: Ein Philosoph habe einmal gesagt, Glück sei die vollbrachte sinnvolle Tat. „Das bedeutet bei mir, dass ich eine halbe Stunde auf dem Fahrrad war hier auf dem Balkon, dass ich ein Buch bestellt habe oder" – und jetzt muss Has lachen, durch den Hörer klingt es wie ein Keuchen – „dass ich einen Leserbrief geschrieben habe." ◂

Laudatio für Leonie Feuerbach

Kann man in dieser gewichtigen Kategorie ausgerechnet einen Beitrag aus dem Feuilleton zum Sieger erklären? Ja, das kann man, hat die Jury entschieden. Es geht um ein Portrait.

Sie kennen Herrn Has nicht. Aber nach diesem Portrait vergessen Sie Herrn Has nicht. Er effiliert – wie er es nennt – seine Bücher, und er liest, während er als Taxifahrer auf seine Kundschaft wartet. Seine Halteplatzlektüre ist unter anderem «Das Gleichgewicht der Grossmächte» von Henry Kissinger.

Die Portraitschreiberin interessiert sich für Herrn Has nicht, weil er eine Berühmtheit ist, sondern weil er während Jahrzehnten Leserbriefe verfasste und an die F.A.Z. schickte. Bei ihrem Besuch lässt sie sich von seiner Liebe zu den Wörtern anstecken, muss sich gleichzeitig gegen seinen Wortschwall wehren.

Auch ein paar Wochen nach dem Besuch geht Herr Has der Portraitschreiberin nicht aus dem Kopf. Sie hat das Gefühl, die wesentlichen Fragen nicht gestellt zu haben. Sie ruft ihn an und wird erneut auf sich selber zurückgeworfen. Dasselbe passiert mit uns als Leserinnen, und das ist auch das Preiswürdige an diesem Portrait: Dass es die wesentlichen Fragen stellt. Und weitere auslöst. Und dass es uns darum nicht aus dem Kopf geht. Weil es aufrichtig ist, genau und bedeutungsvoll.

Laudatorin Simonetta Sommaruga

Ehemalige Bundesrätin (u.a. Medienministerin) und Bundespräsidentin

Ehrenpreis
Gesellschaft, Politik und Kultur

Andy Müller und Beni Gafner
SRF TV 10vor10

Mehrkosten beim F-35



Laudatio für Andy Müller und Beni Gafner

Selten gelingt es einer journalistischen Recherche, ein Land so aufzurütteln, wie es mit dem hier ausgezeichneten Beitrag geschah.

Mit ihrer gemeinsamen Arbeit über die drohenden Mehrkosten beim F-35-Kampfflugzeug haben Beni Gafner und Andy Müller eine Debatte angestossen, die Politik, Medien und Öffentlichkeit bis heute bewegt. Und wohl noch lange beschäftigen wird.

Beni Gafner legte mit akribischer Recherche die Grundlage: Er sprach mit vertraulichen Quellen, deckte Widersprüche auf und machte öffentlich, dass der vermeintliche Fixpreis des F-35 längst Geschichte war.

Andy Müller übersetzte diese Erkenntnisse in eine prägnante SRF-Reportage, die das Thema aus den Fachkreisen in die Mitte der Gesellschaft trug.

Für diese Zusammenarbeit, die zeigt, was journalistische Verantwortung bedeutet – beharrlich, faktenstark und von öffentlichem Wert – zeichnet die Jury die beiden mit dem ersten Ehrenpreis in der Kategorie «Gesellschaft, Politik und Kultur» aus.

Laudatorin Fabienne Kinzelmann

Wirtschaftsjournalistin / Swiss Business Reporterin bei Bloomberg

Ehrenpreis
Gesellschaft, Politik und Kultur

Christof Münger
Tamedia

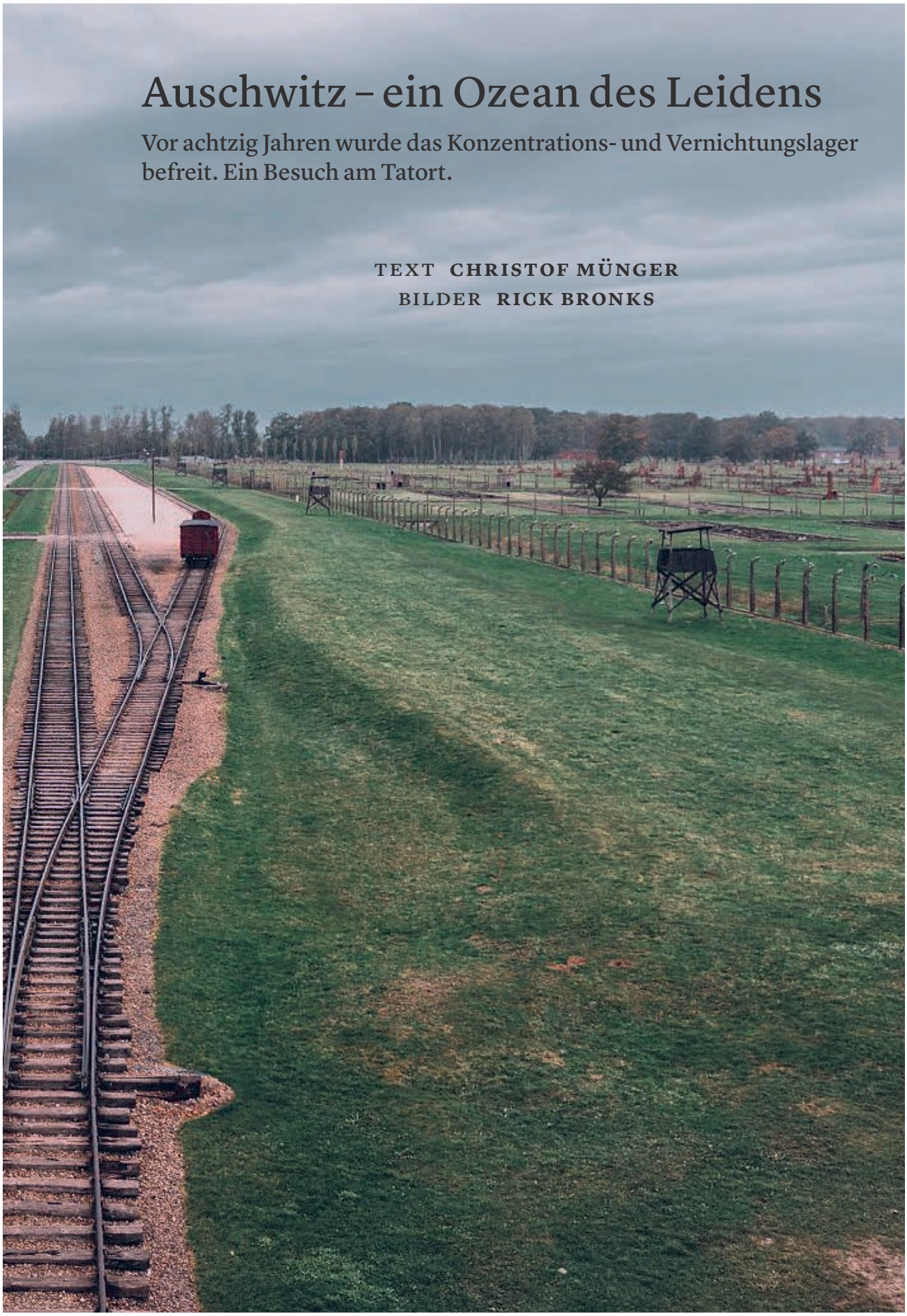
Auschwitz – ein Ozean des Leidens



Auschwitz – ein Ozean des Leidens

Vor achtzig Jahren wurde das Konzentrations- und Vernichtungslager befreit. Ein Besuch am Tatort.

TEXT CHRISTOF MÜNGER
BILDER RICK BRONKS



Es ist der Blick der SS, der sich auf dem Wachturm über dem Eingangstor bietet: Durch die Fensterscheiben sind die Rampe und das Bahngleis sichtbar, das schnurgerade zu einem Wäldchen am Horizont verläuft. Die Gleisanlage wird von hunderten Betonpfosten gesäumt, verbunden durch Zäune. Alle zwanzig, dreissig Meter stehen kleine, offene Kontrolltürme aus Holz, sie erinnern an die Hochsitze von Jägern. Die Anlage wirkt wie ein Kanal. Symmetrisch fast, alles ausgerichtet und aufgeräumt.

Links uns rechts der Zäune öffnet sich eine Ebene, grün wie ein Fussballfeld und weit wie ein Meer. Der Himmel ist verhangen, einige Baracken sind erkennbar, ausserdem rechteckige Grundmauern.

Der Blick geht über das Gleis, das sich verzweigt, und dann ist da ein mit Brettern vernagelter Waggon. Eine Gruppe junger Leute steht davor, vielleicht eine Schulklasse. Es ist ein Viehwaggon der Deutschen Reichsbahn. Dieser wird Teil der Zeremonie sein, die am 27. Januar stattfindet. An diesem Tag ist es achtzig Jahre her, dass sowjetische Truppen Auschwitz-Birkenau befreit haben.

MONSTRÖSE ZAHLEN

Auschwitz ist die grösste Vernichtungsfabrik, die Menschen je errichtet haben, um andere Menschen zu töten. Die deutschen Besatzer betrieben sie während des Zweiten Weltkriegs in den Vororten von Oświęcim, einer polnischen Kleinstadt, die von den Nationalsozialisten dem «Dritten Reich» einverleibt worden war. Den Namen der Stadt änderten sie in Auschwitz, so nannten sie auch das Lager. Nach der Eroberung Polens hatten die Besatzer einen Ort gesucht, um ein Konzentrationslager für Offiziere, Beamte, Widerstandskämpferinnen, Anwälte und Lehrerinnen einzurichten – dem polnischen Staat sollte das Rückgrat gebrochen werden. Das war der ursprüngliche Grund für die Einrichtung des Lagers. Die Vernichtung der Juden folgte später.

«Auschwitz ist nicht nur Holocaust, und der Holocaust nicht nur Auschwitz», sagt Paweł Sawicki.

Sawicki ist Guide der Gedenkstätte, früher war er Radiojournalist. Seit siebzehn Jahren arbeitet er hier. In dieser Zeit hat er Auschwitz mehr als tausend Gruppen gezeigt. «Wenn ich einen Holocaustleugner dabeihabe, rufe ich die Polizei», sagt er.

Die Deutschen wählten Oświęcim wegen der alten Kaserne in der Nähe. Aus dem Gebäude machten sie das Konzentrationslager Auschwitz I. Das gusseiserne Tor, gebaut von Häftlingen, trug die berüchtigte Inschrift «Arbeit macht frei». Jetzt ist da eine Replika, das Original wurde eingelagert.

Der erste Transport mit 728 Polen traf am 14. Juni 1940 ein. Die SS, die brutale Terror- und Unterdrückungstruppe der Nationalsozialisten, erweiterte Auschwitz zu einem Lagerkomplex von etwa vierzig Quadratkilometern. Dazu gehörten das ursprüngliche Konzentrationslager Auschwitz I, auch Stammlager genannt, das Vernichtungslager Auschwitz II-Birkenau, ausserdem vierzig Unterlager, Betriebe der deutschen Rüstungsindustrie und 135'000 Häftlinge.

Die Nationalsozialisten ermordeten in Auschwitz mindestens 1,1 Millionen Menschen, 960'000 davon waren Juden, wobei die meisten in den Gaskammern von Birkenau getötet wurden. Dazu kamen 70'000 nichtjüdische Polen, 20'000 Sinti und Roma, sowjetische Kriegsgefangene und Häftlinge aus anderen Ländern. Die Zahlen zu Auschwitz stammen von der Gedenkstätte. Sie sind monströs und gerundet. Hinter den vielen Nullen verschwinden die Schicksale der einzelnen Opfer – exakt so, wie es die Nationalsozialisten beabsichtigt hatten.

«Am schlimmsten waren im Lager die vier Plagen: Kälte, Hunger, Schmutz und das geistige Klima. Es war der Ausdruck eines Systems, das konsequent entwickelt und bis ins kleinste Detail geplant wurde, um die Häftlinge zu entmenschlichen. Sie sollten zu Vieh werden, gleichgültig gegenüber allem, was nicht Essen oder Schlafen ist. Sie sollten ihre Würde, ihre Initiative, ihren Mut, ihren Edelmut, ihr Mitgefühl verlieren, sie sollten entwürdigt und misshandelt werden, sie sollten vergessen, dass sie Menschen sind. Das war das Ziel der ganzen Übung.»

*ZOFIA KOSSAK, Auschwitz-Überlebende, Häftlingsnummer 64 491**

DAS TOR ZUR HÖLLE

Die Anreise in den Güterwaggons war der erste Akt der Vernichtung. Aus allen Gebieten, die Deutschland besetzt hatte, wurden Menschen hierher verschleppt, bis zu diesem grossen Tor im Wachhauptgebäude der SS, dem Erkennungsmerkmal von Auschwitz-Birkenau. Die Häftlinge sprachen vom «Todestor». Im Schnitt waren die Deportierten zwei Tage unterwegs, die griechischen Juden aus Thessaloniki sogar neun Tage. Im Turm über dem





Oben In den Gebäuden des ehemaligen KZ Auschwitz I, wo Häftlinge unter schlimmsten Bedingungen lebten, sind heute die Ausstellungsräume des Museums einquartiert.

Links Juni 1944, Juden aus Ungarn kommen an der Rampe in Auschwitz-Birkenau an. Im Hintergrund ist der Wachturm über dem Eingangstor des Vernichtungslagers zu sehen.

* Die meisten Zitate der Überlebenden stammen aus dem Buch des polnischen Historikers Piotr Cywiński, «Auschwitz: A Monograph on the Human»; das Zitat von Felix Opatowski aus «Gatehouse to Hell». Übersetzungen aus dem Englischen von Christof Münger.

Tor standen die Aufseher der SS und überwachten die Züge, die unter ihnen ins Lager rollten.

«Als der Zug schliesslich anhielt und wir in Auschwitz ankamen, wurde mir klar, dass ich bis dahin keine Ahnung hatte, was die Hölle wirklich ist. Die Hölle liegt jenseits des menschlichen Verständnisses.»

HELENA JOCKEL, A-16501

Alles war abgesperrt, alle paar Meter standen die drei Meter hohen Betonpfosten. Der Stacheldraht dazwischen war mit Starkstrom geladen. In der Nacht leuchteten Kandelaber, die Transporte kamen zu jeder Uhrzeit an. Hinter dem Stacheldraht liegen die 140 bis 150 Hektare des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau mit seinen Baracken. Diese mussten von den Häftlingen selbst erstellt werden – mit entwendeten Backsteinen, die von den Häusern in den nahen Dörfern stammten.

Als das Diebesgut aufgebraucht war, stellte die SS auf Holzbaracken um, normiert nach dem Vorbild eines deutschen Pferdestalls für zweiundfünfzig Tiere. In jeder Baracke wurden Hunderte Häftlinge eingepfercht. Einzelne Baracken hat das Museum aufwendig restauriert. «Die Authentizität von Auschwitz zu bewahren, ist für uns sehr wichtig», sagt der Guide Paweł Sawicki.

1941 begannen die deutschen Besatzer mit dem Bau des Vernichtungslagers Auschwitz II-Birkenau. Dieses befand sich auf dem Gelände des Dorfes Brzezinka, drei Kilometer von Oświęcim entfernt. Der Platz im Stammlager Auschwitz I war zu knapp geworden. In Birkenau entwickelte die SS die «Endlösung der Judenfrage», die industrielle Vernichtung der europäischen Juden. 90'000 Häftlinge waren in Auschwitz-Birkenau eingesperrt, das sind mehr, als die Stadt Luzern Einwohner hat. Wobei sich die Bevölkerung ständig änderte – die Lebenserwartung im Lager betrug einige Tage bis etwa drei Monate.

«Derjenige, der letzte Nacht neben dir lag, mit dem du gesprochen und Worte des Trostes und der Verzweiflung ausgetauscht hast, den hast du nie wieder gesehen. Am nächsten Abend nahm ein Fremder seinen Platz ein. So viele unbekannte lebende Körper sind verschwunden: Ich habe ihre Namen nie erfahren und werde sie auch nie erfahren. Das war Birkenau.»

MAXIME ANTELIN, 145808

Wer heute durch das Tor von Auschwitz-Birkenau geht, bekommt ein Gefühl für die Grösse des Vernichtungslagers – einen «Ozean des Leidens» nennt es der polnische Historiker Piotr Cywiński, Direktor der Gedenkstätte.

In der Ferne sind Ruinen erkennbar: die Gaskammern mit den Krematorien. Bis dorthin ist es eine Viertelstunde zu Fuss, der letzte Gang für Hunderttausende wehrlose, wohl allmählich ahnende Opfer. SS-Angehörige standen da, das Gewehr im Anschlag. Ein gepflegter Kiesweg ohne Unkraut. «Dieses Tor und die Rampe dahinter sind echt», sagt Paweł Sawicki. Hier hat sich alles abgespielt.

Sawicki hat in Auschwitz Staatschefs und Prominente herumgeführt. Arnold Schwarzenegger war da, Elon Musk. «Er hat fast keine Fragen gestellt, ich habe einfach meine Arbeit gemacht.» Mehr will er nicht sagen. Der Account «Auschwitz Memorial» auf Musks Plattform X, vormals Twitter, hat 1,5 Millionen Follower.

Es ist der mit grossem Abstand wichtigste Social-Media-Kanal der Gedenkstätte. Dort werden kleine Porträts von Opfern veröffentlicht. Doch seit Musk die Plattform übernommen hat, können Rechtsextremisten und Antisemiten mehr oder weniger ungehindert «Auschwitz Memorial» verhunzen. Nach dem 7. Oktober 2023, als Hamas-Terroristen Israelis massakrierten, verschärfte sich das Problem zusätzlich. Paweł Sawicki hält dagegen, jeden Tag scannt er Tausende Posts. Wenn nötig, interveniert er bei X, Facebook oder Instagram. «Auf Tiktok sind wir nicht, da würde der Algorithmus für Polarisierung sorgen und den Antisemitismus anheizen.»

DIE «SELEKTION» AUF DER RAMPE

Wenn ein Zug in Auschwitz-Birkenau ankam, warteten SS-Männer mit Schäferhunden auf der Rampe. Nachdem die Verschleppten aus dem Waggon geklettert waren, begann der zweite Akt der Vernichtung: die «Selektion». So hiess das Auswahlverfahren, das bestimmte, wer weiter am Leben gelassen und wer umgehend vergast wurde. Wobei die SS die «Selektion» auf der Rampe ausschliesslich bei Juden durchführte.

Die «Selektion» war der entscheidende Moment: Die Neuankömmlinge mussten sich in zwei Reihen vor der SS aufstellen: die Männer und älteren Buben in der einen, die Frauen und Kinder in der anderen. Dann musterte sie ein deutscher Arzt. Josef Mengele, der mit Vorliebe jüdische und Roma-Zwillinge mit pseudomedizinischen Experimenten quälte, war einer von ihnen. Innerhalb weniger Sekunden entschieden die Ärzte, wer arbeitsfähig war und wer nicht: Alte, Gebrechliche und Kranke, viele Frauen, fast alle Kinder.

Auf der Rampe wurden Familien getrennt und zerstört. Jeder jüdische Zeuge, jede Zeugin erwähnt das Trauma, nicht Adieu gesagt zu haben in den wenigen Augenblicken, die zwischen dem Ausstieg aus dem Güterwaggon und der «Selektion» blieben. Vier von fünf der Ankömmlinge schickten die Deutschen direkt in den Tod. Sie wurden nie Häftlinge, ihnen wurde keine Nummer eintätowiert.

«Meine Nachbarin, Frau Codesh, war mit ihrem fünfzehnjährigen Sohn aus Wilno (Vilnius, die Hauptstadt von Litauen, Anm. der Red.) angereist. Als sie sah, dass die Kinder nach links geleitet wurden, riet sie ihm: ‹Geh mit den Kindern. Sie werden wahrscheinlich ein Glas Milch bekommen.› Dann, in Israel, am Tag des Geburtstags ihres einzigen Sohnes, nahm sie eine Ladung Pillen. Sie

war vierzig. Sie konnte sich nicht verzeihen, dass sie ihn in den Tod geschickt hatte.»

MIRIAM HAREL, Nummer unbekannt

Wer jünger war als sechzehn, wurde vergast, gegen Kriegsende dann erst jene, die jünger als vierzehn waren – die deutsche Rüstungsindustrie brauchte mehr Sklaven. Paweł Sawicki steht neben dem Bahngleis und sagt: «Für die Gefangenen war es eine Welt ohne Wahlmöglichkeiten. Alles lag in den Händen der SS.»

Während diese über Leben und Tod entschied, mussten Häftlinge das Gepäck der Neuankömmlinge einsammeln.

«Brutal reissen wir ihnen die Koffer aus den Händen, ziehen ungeduldig an ihren Mänteln. Los, los, verschwindet! Sie gehen, sie verschwinden. Männer, Frauen, Kinder. Einige von ihnen wissen es.»

TADEUSZ BOROWSKI, 119 198

Weshalb haben die alten Häftlinge bei dieser Gelegenheit die Ahnungslosen nicht gewarnt? «Es war zu spät, wer auf der Rampe stand, hatte fast keine Chance mehr», sagt Sawicki. Es gab wenige Ausnahmen. Wer schnell genug realisierte, was vor sich ging, konnte ein falsches Alter angeben. So wie Imre Kertész, der spätere Literaturnobelpreisträger. Er wurde als Vierzehnjähriger aus Budapest nach Auschwitz verschleppt. Als er vor dem SS-Arzt stand, sagte er, er sei sechzehn. Ein Häftling, der die Habseligkeiten aus dem Zug räumte, hatte ihm sein neues Alter in drohendem Ton ins Ohr geraunt. Das erzählt Kertész in seinem epochalen «Roman eines Schicksallosen», in dem er seine Ankunft in Auschwitz-Birkenau schildert.

Im Frühling 1944 ermordete die SS in Auschwitz innerhalb von 24 Stunden gegen 27’000 Jüdinnen und Juden. Das war während der «Ungarnaktion», als in 56 Tagen fast eine halbe Million ungarische Juden deportiert wurden. SS-Angehörige machten Fotos, um ihren Erfolg zu dokumentieren. Zweihundert liegen im Archiv, einzelne hängen grossformatig im Museum im ehemaligen Stammlager Auschwitz I. Sie zeigen Menschen auf der Rampe nach der «Selektion», bereit zum Abmarsch zu den Gaskammern, ihre Blicke sind ungläubig. Mütter halten ihre Kinder auf dem Arm. Die SS trennte die jungen, eigentlich arbeitsfähigen Frauen nicht von ihren Babys und Kleinkindern, um Panik zu vermeiden. Auch der zweite Akt der Vernichtung lief geordnet ab.

Nach der «Selektion» standen jeweils zwei Reihen mit Menschen auf der Rampe, eine lange und eine kurze. Die SS führte Buch über den Genozid: Am 13. Februar 1944 waren es zum Beispiel 1500 Juden aus dem Sammellager Drancy im besetzten Frankreich. Auf Befehl der Täter setzten sich 1229 in Richtung Gaskammern in Gang – der dritte Akt.

Die Männer und Frauen in der kurzen Kolonne waren zum Vorerst-Weiterleben bestimmt. In der «Sauna», der «Entwesungs- und Desinfektionsanlage», mussten sie sich vor lachenden Angehörigen der SS, Männer und Frauen, nackt ausziehen und duschen. Alte Häftlinge scherten den neuen alle Haare, sogar die Schamhaare. Danach erhielten sie die gestreifte Hose und Jacke, zuletzt wurde ihnen eine Nummer auf den linken Unterarm eintätowiert.

Nur wer eine Nummer bekam, hatte eine Chance, zu überleben. Die Nummer war der neue Name. Fortan musste sich der Häftling jedem Vorgesetzten mit seiner Nummer melden, in Achtungsstellung und mit abgenommener Kappe. Für die Mithäftlinge barg sie eine entscheidende Information: Je tiefer die Nummer, desto länger war dieser Mensch im Lager – und desto besser wusste er, wie man in Auschwitz überleben konnte. Von dieser Erfahrung konnten Mitgefangene zuweilen profitieren.

DER KOFFER VON HEDWIG FRISCHMANN

Auf der Rampe blieb das Gepäck zurück, das die Deportierten bei sich hatten. Auf den Koffern standen die Namen ihrer Besitzer und Besitzerinnen. Die SS liess die Gepäckstücke durchsuchen. Wertsachen, Kleider, Schuhe, Brillen, einfach alles wurde sortiert und nach Deutschland verkauft – der Holocaust als Geschäftsmodell.

Bis dann im Januar 1945 die Rote Armee näher rückte und sich die Täter davonmachten. Sie liessen das Diebesgut zurück, das noch nicht nach Deutschland geschafft worden war: 110’000 Schuhe, 470 Prothesen, 44 Kilogramm Brillen, 3800 Koffer, wovon 2100 mit einem Namen versehen waren.

Zum Beispiel: Hedwig Frischmann. Ihr Koffer ist braun und zusammengedrückt. Łukasz Janiga, Kurator im Museum von Auschwitz-Birkenau, zeigt Hedwig Frischmanns Koffer in einer ehemaligen Häftlingsbaracke. Der Raum ist gekühlt, die Luftfeuchtigkeit stabil und das Neonlicht kalt. Ein Lagerraum mit grossen Schubladen und Gestellen. «Dennoch können wir den Verfall nur verlangsamen, nicht verhindern», sagt Janiga.

Wer war Hedwig Frischmann? Ein Mädchen, eine junge Frau? Oder war sie alt und krank? Janiga und sein Team versuchen, die Koffer mit Menschen zu verbinden. Manchmal finden sie in einer Zwischenwand einen Notizzettel, oder die Nummer des Transports hilft weiter. Selten gelinge es, einen Koffer einer Familie zuzuordnen. «Wenn Angehörige fragen, ob von einem Opfer etwas zurückgeblieben ist, dann suchen wir, aber das ist sehr aufwendig.»

Hedwig Frischmann blieb eine Unbekannte, die höchstwahrscheinlich in einer Gaskammer ermordet wurde und deren Asche mit jener hun-

derttausend anderer auf dem Feld hinter den Krematorien liegt. Ihr Koffer aber ist da. In einem Hightech-Labor restaurieren zweiunddreissig Konservatorinnen und Konservatoren Koffer um Koffer, zwei bis fünf Wochen dauert das.

Christin Rosse aus Deutschland ist eine von ihnen. Sie fotografiert jeden Koffer, dann wird er geröntgt. «Nur wohlhabende Leute konnten sich einen Lederkoffer leisten», sagt Rosse. Die meisten Koffer seien aus festem Karton. «Viele Opfer hatten nur ein Bündel oder einen Sack dabei.» Rosse restauriert und dokumentiert, was übrig geblieben ist vom Genozid. Schuhe erzählen besonders viel über einen Menschen. Sind sie ausgetreten oder geflickt, könnten sie von einem Juden aus einem Ghetto stammen, ein Schuh mit Absätzen von einer Jüdin aus einer Grossstadt, vielleicht von Hedwig Frischmann. Besonders berührend und belastend sei die Arbeit mit Kinderschuhen, zum Teil gestrickt und winzig, erste Schühchen.

«Ich sah im Hof, in der Nähe des Kamins, einen sehr grossen Haufen kleiner Kinderschuhe, Sandalen, Pantoffeln und Stiefel. Beim Anblick des Haufens von Abertausenden von Kinderschuhen durchfuhr mich ein plötzlicher traumatischer Schauer; etwas spaltete sich, etwas zerbrach in mir.»

STANISŁAW SATTLER, 68 652

«Wir arbeiten für die nächste Generation, um die Beweise dafür zu sichern, was sich hier ereignet hat», sagt Christin Rosse. Darum sei es wichtig, die 970 Zyklon-B-Dosen zu konservieren, die Behälter, die das Giftgas für die Gaskammern enthielten. Das Archiv des Museums Auschwitz-Birkenau umfasst auch 14'700 Häftlingsbriefe und Postkarten. Deren Zahl steigt: Familien überlassen dem Archiv Briefe, die sie von inhaftierten Angehörigen einst bekommen haben. «Die Zensur der Nazis können wir rückgängig machen», erklärt Christin Rosse. «Die geschwärzten Stellen lassen sich durchleuchten und werden lesbar.»

Die Haare der Häftlinge füllen eine mehrere Meter lange Vitrine im Museum, es ist ein riesiger Haufen. Fotografieren verboten, es handelt sich um sterbliche Überreste. Die Haare werden nicht konserviert. Sie zerfallen und sind grau geworden, ihre individuelle Farbe ist weg. Von zwanzig Frauen kam ein Kilogramm Haar zusammen, auch dieses wurde von der SS verkauft. Deutsche Firmen zahlten eine halbe Reichsmark pro Kilogramm. Die Haare wurden zu Stoffrollen und Teppichen verarbeitet.

«Wir entfernten alle Nadeln und anderen Gegenstände aus dem Haar der Frauen, bürsteten es mit den Händen und luden es in Säcke, die dann verladen werden sollten. Am Bahnhof in Oświęcim haben wir 1500 Kilogramm Haare verladen.»

KAROL BIENAS, 1254

DIE HOFFNUNG

Den Deportierten wurde beim Abtransport versichert, sie würden «umgesiedelt». Auch wenn sie das Schlimmste befürchteten, reiste darum die Hoffnung mit. Genau das nutzten die Täter aus. «Diese Hoffnung war eine Waffe, und sie nährten sie gezielt», sagt Paweł Sawicki, unser Guide. Er zeigt auf die Pfannen und Töpfe in einer Vitrine des Museums. Sie sind in verschiedenen Farben gehalten, rot, grün, blau, wie es für die koschere Küche üblich war. Viele Juden hatten der deutschen Lüge geglaubt, sie würden in Osteuropa ein neues Leben beginnen. Sonst hätten sie keinen Kartoffelschäler eingepackt. Sie wollten am neuen Ort kochen.

Auch der Schriftzug «Arbeit macht frei» über dem Tor zum Stammlager beruhigte manche Häftlinge anfänglich. Dasselbe in Birkenau: Als die schweren Türen der Bahnwagen aufgestossen wurden, erblickten die Verschleppten die vielen Baracken. Das war sie also, die «Umsiedlung». Zwar standen da Wachtürme, und es gab Zäune, aber es war zumindest ein Lager, so wie vermutet. «So schlimm kann es also gar nicht sein, dürften sich einige nach der Ankunft beschwichtigt haben», vermutet Sawicki.

Imre Kertész beschrieb es so: «Was ich von der Umgebung sah, fand alles in allem mein Gefallen. Im Besonderen war ich über einen Fussballplatz sehr erfreut. Ein grüner Rasen, die zum Spielen nötigen weissen Tore, weiss ausgezogene Linien – es war alles da, verlockend, frisch, in allerbestem Zustand und grösster Ordnung.»

Weshalb also Widerstand leisten? Die vorgegaukelte Normalität bestätigte die gehegte Hoffnung. Auch jener Menschen, die vor ihrer Ermordung standen: Während sie unter den Bäumen neben den Gaskammern warteten, fuhr ein von den Nationalsozialisten beschlagnahmter Wagen des Roten Kreuzes vor. Das Rote Kreuz! Am Steuer sass die SS und brachte die Behälter mit dem Zyklon B.

DIE GASKAMMERN

Von der Gaskammer und dem Krematorium IV stehen nur noch Mauerstücke, es sind Haufen mit Backsteinen, einen halben bis einen Meter hoch, betreten verboten. Bis zu zweitausend Menschen konnten hier gleichzeitig ermordet werden. Noch da ist das Wäldchen, Birken und Pappeln auf grüner Wiese, dazwischen eine Sitzbank. Eine Tafel zeigt eine SS-Fotografie: Frauen stehen unter den Bäumen, die Kinder sitzen im Gras, alle tragen den «Judenstern». Ihr Blick ist skeptisch, die Atmosphäre aber wirkt ruhig. «Die für den sofortigen Tod ausgewählten Juden warteten in dieser Baumgruppe auf den Eingang zum Entkleidungsraum und zur Gaskammer», heisst es unter dem Bild.

Der Bau von vier grossen Gaskammern und Krematorien, Nummern II bis V, begann 1942, zwischen März und Juni 1943 gingen sie in Betrieb. Die

SS hatte genau kalkuliert: Gemäss Zentralbauleitung konnten die Krematorien 4416 Körper pro Tag verbrennen. Waren die Krematorien überlastet, wurden die Leichen in Gruben und auf Scheiterhaufen verbrannt. Krematorium VI war geplant. Die Deutschen schätzten, dass sie jährlich 1,6 Millionen Menschen töten und verbrennen könnten. Vergasen und dann verbrennen – der vierte und fünfte Akt der industriellen Vernichtung.

«Es ist schwierig, etwas so Schreckliches zu beschreiben wie den Tod von Tausenden von Menschen in einer Gaskammer. Zehn Minuten lang ertönten aus einer Entfernung von vier- bis fünfhundert Metern zu unserer Baracke die unmenschlichsten, unvorstellbar verzweifelten Schreie Tausender furchtbar leidender Menschen. Darauf folgte eine unheilvolle Stille, die so grausam war wie der Schrei des Todes.»

JÓZEF MAJCHRZAK, 33204

Auch wenn es vom Ende her betrachtet anders scheint: Der Fliessbandmord war die Folge einer Improvisation, «keine lineare Entwicklung, sondern eine lokale Initiative», wie es Paweł Sawicki formuliert. Die Geschichte von Auschwitz sei eine Geschichte vom Lösen von Problemen. Weil das Konzentrationslager Auschwitz I überfüllt war, begannen die Lagerbetreiber, Häftlinge zu vergasen. Auf diese Idee waren sie gekommen, als sie im ersten Stock von Block 3 im Stammlager Läuse vergasten. «Das war der Wendepunkt in der Geschichte von Auschwitz.»

Im September 1941 experimentierte die SS mit dem Giftgas Zyklon B und tötete 600 sowjetische Kriegsgefangene und 250 kranke Polen. Davor hatte die SS die Häftlinge erschossen. «Sie dachten darüber nach, wie man das effizienter machen könnte», sagt Sawicki. Fortan nutzte die SS die Leichenhalle des Krematoriums im Stammlager als Gaskammer Nummer I. Es ist die einzige Gaskammer in Auschwitz, die erhalten geblieben ist: begehbar, dämmriges Licht, braune Steinwände, Eisenverstrebungen an der Decke. «Hier hat die SS gelernt, wie man einen solchen Prozess durchführt.»

Ab März 1942 wandten die Täter das Gelernte an. Das nächste Problem waren die Tausenden sowjetischen Kriegsgefangenen, «Untermenschen» gemäss Rassenlehre der Nationalsozialisten. Das Fassungsvermögen der ersten Gaskammer wurde zu klein. So funktionierte die SS zwei nahe Häuser in provisorische Gaskammern um, die «Bunker» 1 und 2.

Ende März 1942 traf der erste Transport mit Juden ein. Die Nationalsozialisten hatten zuvor auf der Wannseekonferenz die «Endlösung der Judenfrage» organisiert und die Deportation aller europäischen Juden – elf Millionen Menschen – in das besetzte Polen geplant. Damit stand die SS vor einem neuen Problem: Nun kamen ganze Familien. Die Massenmörder realisierten, dass Frauen und Kinder nicht geeignet waren, um in den nahen Betrieben der deutschen Rüstungsindustrie zu arbeiten. Und so ersannen sie die «Selektion» auf der Rampe, danach folgte der Bau der grossen Gaskammern und Krematorien.

«An manchen Tagen verdeckte der Rauch der Krematorien die Sonne. Wir sahen zu, wie ein Transport nach dem anderen ankam und die Menschen in Marsch gesetzt oder mit Lastwagen zu den Gaskammern gebracht wurden. Der Geruch von Kohlenstaub, vermischt mit dem unverwechselbaren Geruch von verbranntem Menschenfleisch, durchzog die ganze Gegend.»

NATE LEIPCIGER, 133628

DAS «SONDERKOMMANDO»

Bevor die Rote Armee in Auschwitz eintraf, sprengte die SS Gaskammern und Krematorien. Die Spuren ganz verwischen konnten sie aber nicht. Und es gab Zeugen.

Die SS bildete mit jüdischen Häftlingen ein «Sonderkommando». Die Angehörigen des «Sonderkommandos» arbeiteten bei den Gaskammern und Krematorien, im Herz der Hölle. Sie waren die unmittelbaren Zeugen der in Auschwitz begangenen Verbrechen und galten deshalb als «Geheimnisträger». Sie waren in einer Baracke untergebracht, die vom übrigen Lager isoliert war. Die «Geheimnisträger» empfingen bei den Gaskammern die ankommenden Menschen, sie mussten sie beruhigen und halfen ihnen beim Entkleiden.

«Ich hatte aufgehört, ein Mensch zu sein. Wenn ich ein Mensch gewesen wäre, hätte ich das nicht eine Minute lang ertragen können. Wir haben weitergemacht, weil wir unsere Menschlichkeit verloren hatten.»

SHAUL CHASAN, 182527

Nachdem alle Häftlinge tot waren, schleppten die Angehörigen des «Sonderkommandos» die Leichen aus den Gaskammern. «Die Schwächsten lagen zuunterst, die Stärksten zuoberst», sagt Paweł Sawicki vor der Ruine von Krematorium IV. Anschliessend musste das «Sonderkommando» den Toten die Wertsachen abnehmen und die Leichen verbrennen – eine psychische Belastung, die die SS ihren Leuten nicht zumuten wollte.

«Du nimmst einen verschmutzten Körper und legst ihn mit dem Gesicht nach oben hin. Oft kommt dir das Gesicht bekannt vor, du erinnerst dich, wie du sie zu ihrem Grab begleitet hast. Drei Männer stehen über ihr und bereiten sie vor. Einer steckt eine kalte Zange zwischen ihre schönen Lippen, um nach einem Goldzahn zu suchen, und wenn er einen findet, zieht er den Zahn mitsamt dem Zahnfleisch heraus. Ein anderer schneidet Haarsträhnen ab und entfernt den geflochtenen Scheitel. Der dritte reisst die blutverschmierten Ohrringe ab.»

ZAŁMEN GRADOWSKI, Nr. unbekannt

Die SS wollte keine Zeugen und tötete regelmässig Angehörige des «Sonderkommandos». Trotzdem gelang es, den Massenmord zu dokumentieren: Die Häftlinge schmuggelten eine Kamera ins Lager und machten Fotos,





Oben Die Dosen enthielten Zyklon B für die Gaskammern. Sie werden restauriert, um Beweise dafür zu konservieren, dass hier Menschen vergast wurden.

Links 1944, Juden aus Ungarn warten vor den Gaskammern in Auschwitz. Wenig später werden sie ermordet.





Oben Das letzte noch erhaltene Krematorium von Auschwitz.

Links Die heimliche Aufnahme eines Häftlings dokumentiert das Verbrennen von Leichen. Das Foto war ein Beweisstück in den Frankfurter Auschwitzprozessen.

vier sind erhalten – es sind einzigartige Zeugnisse des Holocaust. Die Tafeln bei Gaskammer V zeigen die Fotos dort, wo sie gemacht wurden. Es sind Frauen zu sehen, die sich ausziehen und in den Tod gehen. Ein anderes Bild zeigt brennende Leichenberge.

Am 7. Oktober 1944 wagten die Häftlinge des «Sonderkommandos» einen Aufstand. Aus den nahen Munitionsfabriken hatten sie Schiesspulver in ihre Baracke geschmuggelt und mit Konservendosen Handgranaten gebastelt. Die Aufständischen versammelten sich auf dem Vorplatz von Krematorium IV, griffen die SS-Wachen an und steckten den Entkleidungsraum in Brand. Der Versuch, die Verbrennungsöfen zu sprengen, scheiterte. Aber es gelang, drei Deutsche zu töten. Die anschliessende Massenflucht führte nicht weit, die SS richtete 450 Häftlinge hin.

Allerdings ermordete die SS nie alle Angehörigen des «Sonderkommandos» zugleich, selbst nach dem Aufstand nicht. Paweł Sawicki erklärt das so: «Die SS wollte das Know-how erhalten.» Denn das «Sonderkommando» erledigte Arbeiten, die Erfahrung verlangten, etwa die Suche nach Zahngold oder die Aufrechterhaltung der richtigen Ofentemperatur.

DER GARTEN VON HEDWIG HÖSS

Keine zweihundert Meter von der ersten Gaskammer entfernt steht die Villa des Lagerkommandanten Rudolf Höss. Das Gebäude ist heute in Privatbesitz, der Garten gehört zur Gedenkstätte, für die Öffentlichkeit ist er jedoch nicht zugänglich. Das Museum sei schliesslich nicht Rudolf Höss gewidmet, wie der Direktor der Gedenkstätte Piotr Cywiński mit Nachdruck sagt. «Wenn wir Höss zum Thema machen würden, dann sicher nicht über seinen Garten.» Dieser spielt eine Rolle im Film «Zone of Interest» über das Leben der Familie Höss. Gedreht wurde allerdings nicht am Originalschauplatz, sondern in der Nähe.

Eine hohe Mauer umgibt den Garten. Das schmiedeeiserne Tor wurde von Jan Liwacz angefertigt. Liwacz war einer der ersten Häftlinge in Auschwitz, Häftlingsnummer 1010, von ihm stammt auch das Tor zum Stammlager mit der Aufschrift «Arbeit macht frei». Liwacz war Kunstschmied. Er fertigte auch Kronleuchter, Aschenbecher und eine Lampe mit einem lustigen Burschen auf einem Bierfass für den Eingang zur SS-Kantine.

Im Garten stehen hohe Bäume, alles ist etwas verwuchert, die Herbstsonne fällt sanft auf die verfärbten Blätter. Hedwig Höss, die Ehefrau des Kommandanten, hatte hier das Sagen. «Es gab auch ein Gewächshaus, in dem sie Tomaten pflanzen liess», sagt Teresa Wontor-Cichy. Sie ist Historikerin und Mitarbeiterin der Gedenkstätte. Selber machte sich die Kommandantengattin die Hände nicht schmutzig, dafür hatte sie Bedienstete, alles Häftlinge. «Die Familie Höss hatte ein gutes Leben.»

Die Mauer, die die Idylle von der Tötungsfabrik trennte, verschwindet fast hinter Büschen und Sträuchern. In einer Ecke steht ein Pavillon mit Stühlen. Hier entspannte sich der Lagerkommandant mit seiner Familie, sass an sonnigen Nachmittagen bei Kaffee und Kuchen mit Gästen zusammen. Auch Heinrich Himmler, der Reichsführer SS und Vorgesetzte von Höss, war zu Besuch. Himmler liess das Haus renovieren und einen Balkon anbauen, die Villa des Lagerkommandanten sollte repräsentativ sein.

Im Film «Zone of Interest» spielt ein Swimmingpool eine Rolle, in dem die Höss-Kinder planschen. «Eigentlich ist es ein Brunnen», rückt Historikerin Wontor-Cichy Fiktion und Realität zurecht, als sie vor dem gemauerten Becken steht. Wasser ist keins mehr drin, nur Laub. «Höss verlangte nach einem Springbrunnen, dessen Fontänen ein Hakenkreuz bilden sollten.» Obwohl der Kunstschmied Jan Liwacz alles versuchte – sein Leben hing davon ab –, liess sich Höss' Idee nicht umsetzen. Wasser fliesst nun mal nicht rechtwinklig aus einem Hahn. Die Physik konnten auch die nationalsozialistischen Übermenschen nicht besiegen. Liwacz wurde nicht hingerichtet und überlebte den Krieg.

Die Höss-Kinder spielten gern im Garten. Teresa Wontor-Cichy hat einen Ordner dabei und holt Fotografien heraus: Sie zeigen die Sprösslinge des Kommandanten mit einem Auto aus Holz und einem Modellflugzeug. Häftlinge hatten die Spielzeuge in der Schreinerei und der Schlosserei des Lagers hergestellt. Die Familie war im Frühling 1940 mit vier Kindern nach Auschwitz gezogen. Davor war Höss in Sachsenhausen und Dachau, die Kinder wuchsen neben Konzentrationslagern auf.

«Sie wussten viel, sie sahen Häftlinge kommen und gehen.» Annegret, das fünfte Kind, kam 1943 in Auschwitz zur Welt.

«Hedwig Höss wollte hier leben und sterben, weil es ihr so gefallen hat», sagt Teresa Wontor-Cichy. Sie hatte eine Affäre mit einem deutschen Häftling und schickte regelmässig Blumen aus ihrem prächtigen Garten nach Berlin.

Auch auf der anderen Seite der Gartenmauer wurden Kinder geboren: von Frauen, die in Auschwitz schwanger wurden oder die schwanger waren, als sie deportiert wurden. Die jüdischen Frauen hatten die Wahl: mit dem Baby in die Gaskammer zu gehen oder es sofort nach der Geburt zu töten. Die Untergebenen von Familienvater Höss vergasten ungefähr 200'000 Kinder.

«Von etwa tausend vergasten Menschen wurde ein noch lebendes Kind geborgen. Die SS-Männer gaben dem Kind etwas Milch, und als es das Bewusstsein wiedererlangte, erschossen sie es.»

FELIX ROSENTHAL, 176 475

⟶





Oben Jeder Schuh im Museum erzählt eine Geschichte.

Links Aufnahme vom 27. Januar 1945, als sowjetische Truppen die Häftlinge befreiten.

DAS «SCHEISSKOMMANDO»

Die Überlebenschancen im Stammlager Auschwitz lag bei wenigen Prozenten, in Birkenau bei einigen Promille. Wer in einem Steinbruch arbeiten musste, starb schneller als jemand, der dem «Küchenkommando» zugeteilt war.

Eine Chance, Auschwitz zu überleben, hatten die Angehörigen des «Scheisskommandos». So nannte die SS jene Häftlinge, die die Latrinen in Ordnung halten mussten. Soweit das überhaupt möglich war: Fliessendes Wasser gab es nur spärlich, manchmal gar nicht. «7000 Häftlinge verrichteten hier ihre Notdurft», erklärt Paweł Sawicki in einer renovierten Latrinenbaracke des Vernichtungslagers.

Auch das Latrinenregime diente dem Zweck der Entmenschlichung: Wer sich ausserhalb der Baracke erleichterte, riskierte eine schwere Strafe, wobei die Häftlinge nur morgens und abends herkommen durften.

«Wir lebten so, in diesem unglaublichen Mangel an Hygiene während unseres gesamten Aufenthalts in Birkenau, ohne jede Möglichkeit, uns zu waschen. Was für ein Horror! Was für eine Demütigung, auf das Niveau von Tieren degradiert zu werden.»

SIMONE ALIZON, 31776

Der Weg zur Latrine war nass, kalt und matschig. Heute wächst zwischen den Baracken Gras. Damals war alles grau und braun, Schlamm und Dreck waren knöcheltief. Die Häftlinge wateten durch ihre Exkremente, sie waren immer schmutzig, notdürftig reinigen konnten sie sich nur im Regen, mit Schnee oder dem eigenen Urin. Heute ist hier alles sauber, nichts stinkt.

Die Latrinen selbst sind ebenfalls renoviert: Auf dem knapp einen Meter hohen Sockel liegen lange Steinplatten. In den Steinplatten reiht sich Öffnung an Öffnung, etwa fünfzig pro Reihe, drei Reihen sind es. Intimität gab es keine. Am meisten litten die zahlreichen Häftlinge, die an Durchfall oder Typhus erkrankt waren.

«Alle Plätze waren besetzt, und allen Wartenden kam es so vor, als ob sie schon viel zu lange besetzt waren. Also wurde erst geflucht und gestritten, dann begannen die Schlägereien. Der Schlamm, der im Wesentlichen aus Fäkalien bestand, spritzte überall herum.»

ZOFIA KOSSAK, 64491

Zeugnisse von den Zuständen in der Latrinenbaracke vermitteln eine Idee davon, wer überhaupt eine Chance hatte, zu überleben.

«Die älteren Häftlinge, die wussten, wie man überlebte, bildeten eine Kooperative. Etwa ein Dutzend von ihnen eroberte einen Platz, umringte ihn Schulter an Schulter und bildete so eine Verteidigungsmauer. Abwechselnd besetzten sie den eroberten Platz und wehrten mit den Fäusten jene ab, die sich hineindrängen wollten.»

ZOFIA KOSSAK, 64491

Unter der Latrine lag ein flacher Graben, den die Häftlinge des «Scheisskommandos» mit blossen Händen leerten. Die Exkremente transportierten sie zu einer Kläranlage ausserhalb Birkenaus. Wer zum Kommando gehörte, hatte Glück, erläutert unser Guide Paweł Sawicki: «Man hatte bei der Arbeit ein Dach über dem Kopf, das war besser als jeder Job draussen.» Ausserdem war es warm in der Latrinenbaracke, in den kalten polnischen Wintern ein wichtiger Vorteil. «Vor allem aber kam die SS wegen des unvorstellbaren Gestanks nicht rein.»

EPILOG

Über 8000 SS-Männer und etwa 170 SS-Aufseherinnen waren von 1940 bis 1945 in Auschwitz tätig, schreibt die Gedenkstätte auf ihrer Website. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden etwa 800 ehemalige SS-Angehörige aus Auschwitz vor Gericht gestellt.

Es gab 928 dokumentierte Fluchtversuche aus Auschwitz, 196 waren erfolgreich.

«Die Augen eines KZ-Häftlings verrieten ihn immer, selbst wenn er aus einem Lager geflohen, angezogen, gewaschen und bereits gut genährt war und wie ein normaler Mensch aussah: Seine Augen huschten ständig in alle Richtungen, aus Angst vor der Gefahr, die ihn bedrohte.»

ANATOL ADAMCZYK, 23241

Ein polnisches Gericht verurteilte Rudolf Höss zum Tod. Er wurde am 16. April 1947 in der Nähe seiner Villa gehängt, mit Blick auf das Lager. Der Galgen steht noch. Seine Frau Hedwig sagte 1964 in den Frankfurter Auschwitzprozessen aus. Von der Tötungsfabrik wollte sie nichts mitbekommen haben. Ihre letzten Jahre verbrachte sie in Stuttgart und starb 1989.

«Lange nachdem die Überlebenden, mich eingeschlossen, nicht mehr leben, werden Historiker weiterhin über den Holocaust schreiben, insbesondere über Auschwitz. Aber sie werden nie wirklich alles über das Lager wissen, weil niemand jemals wirklich alles über Auschwitz wusste.»

FELIX OPATOWSKI, 143425

Auschwitz bleibt unfassbar. Ein Ozean des Leidens. DM

CHRISTOF MÜNGER leitet
das Ressort International bei Tamedia.
christof.muenger@tamedia.ch

Laudatio für Christof Münger

«Auschwitz bleibt unfassbar. Ein Ozean des Leidens.» Mit diesen eindringlichen Worten schliesst die Reportage von Christof Münger im Magazin – und sie lassen uns atemlos zurück.

In «Auschwitz – ein Ozean des Leidens» gelingt es dem Autor, einen Ort der industriellen Vernichtung so zu beschreiben, dass wir ihn sehen, hören und spüren. Die Reportage ist gründlich recherchiert, mit starken Bildern erzählt und gibt den letzten Zeitzeugen eine Stimme. Sie verbindet Historie, persönliche Schicksale und Gegenwartsbezüge – ohne Pathos, aber mit grosser Kraft. Münger macht Geschichte zur Gegenwart und zeigt, dass Auschwitz nicht nur Erinnerung ist – sondern Mahnung. «Auschwitz zeigt: Das geht, man kann das machen, man kann industriell vernichten, man kann diese Maschine bauen», wird der Direktor der Gedenkstätte zitiert. Und man findet auch genug Helfer, um sie zu betreiben, wie man anfügen könnte.

Gerade in einer Zeit, in der Antisemitismus wieder zunimmt, Kriege die Welt erschüttern und autoritäre Strömungen erstarken, erinnert uns dieser Text daran, wohin Hass und Entmenschlichung führen können.

Für seine Relevanz, seinen Impact und seine sprachliche Brillanz erhält dieser Beitrag einen Ehrenpreis in der Kategorie «Gesellschaft, Politik und Kultur».

Laudator Jan Vonder Mühll

Head Corporate Communications Bank Julius Bär & Co. AG

1. Preis
Wirtschaft, Finanz und Konsum

Marianne Kägi
SRF TV Kassensturz

Produktion kaputter Jeans



Laudatio für Marianne Kägi

Komplexe globale Wertschöpfungsketten verlagern die Produktion in Regionen mit geringen Sozial- und Umweltstandards. Transnationale Konzerne nutzen ihre Marktmacht, um Produktionsprozesse dort zu realisieren, wo maximalen Profite erzielt werden können – oft zu Lasten von ökologischen und sozialen Faktoren. Die Teilprozesse mit den höchsten Risiken für Missstände finden dabei in jenen Ländern statt, die meist schwächeren – häufig gar keinen – Schutzverordnungen unterliegen. Was in wirtschaftswissenschaftlichen Analysen als abstrakte Kurve dargestellt wird, verbirgt konkrete menschliche Schicksale.

Im Herbst 2024 machte sich eine Journalistin auf die Reise in die Türkei, um hinter diese Statistiken zu blicken. Gemeinsam mit ihrem Team suchte sie nach Fabriken, in denen Jeans für die Schweiz und den westlichen Markt produziert werden. Tagelang wurden sie abgewiesen, durften keine Filmaufnahmen machen. Die Türen blieben verschlossen – denn was sich hinter den Werkstoren abspielt, soll der Öffentlichkeit, wenn möglich, verborgen bleiben.

Doch die Journalistin gab nicht auf. Mit Hartnäckigkeit und Mut gelang es dem Team schliesslich, Zugang zu erhalten. Was sie dort dokumentierte, übertraf ihre Befürchtungen: Arbeiterinnen und Arbeiter, die Jeans mit Hochdruck-Sandstrahlen bearbeiten, um den «Used Look» zu erzeugen, den westliche Konsumenten so schätzen. Die Sandjet-Technik verwandelt neue Jeans in verwaschene Trendteile – doch die feinen Sandpartikel dringen in die Lungen der Arbeiter ein und verursachen Silikose, eine unheilbare Lungenkrankheit, die über die Zeit zum qualvollen Ersticken führen kann.

Die Dokumentation zeigt uns die Schicksale der Menschen, die die Kleidungsstücke herstellen, die wir täglich tragen. Sie führt uns vor Augen, dass der Preis für künstliche Alterung nicht in Franken gemessen wird, sondern in menschlichem Leid. Und sie ermutigt uns, über unser eigenes Konsumverhalten nachzudenken. Die Arbeit erschien in der Sendung Kassensturz und erreichte ein breites Publikum. Sie hat eine wichtige Debatte angestossen über die Verantwortung von Modeunternehmen, über Arbeitsbedingungen in der globalisierten Textilindustrie und über unsere eigene Rolle als Konsumentinnen und Konsumenten, nicht an jedem Trend ungeachtet der sozialen und ökologischen Folgekosten zu partizipieren.

Der diesjährige 1. Preis in der Kategorie «Wirtschaft, Finanz und Konsum» geht an Marianne Kägi, eine Journalistin, die seit über zwei Jahrzehnten für investigativen Journalismus beim Schweizer Fernsehen steht. Eine Journalistin, die immer wieder den Mut hat, unbequeme Fragen zu stellen und dorthin zu reisen, wo andere Ferien machen.

Laudatorin Luisa Lange

Gründungspartnerin und Mitglied der Geschäftsleitung Ethius Invest

1. Preis
Gesundheit, Sport und Umwelt

Christian Bachmann, Andrea Fischli Roth, Kathrin Hönegger, François Loriol
SRF TV Einstein

Frauen sind die Helden im Fussball



Laudatio für SRF TV Einstein

Der Fussball ist für alle gleich: gleich gross, gleich schwer, gleich lange im Spiel – und er hat genau gleich viel Platz, um ins Eckige zu gelangen. Und doch ziehen wir daraus immer wieder falsche Vergleiche zwischen Frauen- und Männerfussball. Ein Vergleich, der unfair ist – als würde man ein Rennen starten, die einen auf einer Bahn mit Turnschuhen, die anderen barfuss auf Schotter.

Die SRF-«Einstein»-Sendung «Frauen sind die Helden im Fussball – wissenschaftlich belegt» hat diesen schiefen Vergleich auf den Kopf gestellt – und Männer kurzerhand auf ein deutlich grösseres Spielfeld geschickt, mit grösserem Ball und längerer Spielzeit. Das Resultat: ein einzigartiges Experiment, das uns schmunzeln lässt und gleichzeitig zeigt, wie ungerecht der Blick auf den Frauenfussball oft ist.

Dieser Beitrag verbindet Wissen mit Witz – und schenkt mit dem Perspektivenwechsel den Heldinnen auf dem Platz den Respekt, den sie verdienen. Und das in einer Zeit, in der der Frauenfussball in der Schweiz so beliebt ist wie wohl noch nie zuvor.

Laudatorin Martina Fehr

Direktorin Medienausbildungszentrum MAZ und Präsidentin Schweizer Presserat

Ehrenpreis
Gesundheit, Sport und Umwelt

David Krenz
Süddeutsche Zeitung

Alles muss raus

Alles muss raus

Vor den deutschen Küsten verrostet Kriegsmunition und vergiftet das Meer. Nun wird das Material endlich geborgen. Unterwegs mit Forschern, die das große Aufräumen vorbereiten.

Von David Krenz

Laudatio für David Krenz

Natürlich denken wir alle, wenn wir den Titel «Alles muss raus» lesen, an einen Ausverkauf – Kleider, Elektrogeräte, alter Plunder. Um alten Plunder geht es beim Artikel von Herrn Krenz in der Tat. Allerdings nicht um Ausverkaufsware, sondern um viel Schlimmeres. Es geht um Kriegsmunition aus dem 2. Weltkrieg, die nach dem Kriegsende einfach in die Ostsee und die Nordsee gekippt wurde. Die Bomben und Granaten liegen seit 80 Jahren auf dem Meeresboden und beginnen jetzt langsam, aber sicher das Meer, die Fische und die Menschen zu vergiften.

Der Autor begleitet mit seiner Reportage ein weltweit einmaliges Pilotprojekt zur Bergung dieser Weltkriegsmunition – ein bislang verdrängtes Umweltproblem. Die Reportage liefert exklusive Einblicke in die technische Umsetzung, die politischen Hintergründe und die Gefahren für Natur und Mensch.

Der Beitrag hat die Jury aus mehreren Gründen überzeugt: Erstens, weil es die erste Reportage ist, die rekonstruiert, wie es nach Jahrzehnten des Wegsehens zu einer politischen Kehrtwende kam und jetzt vielleicht das Schlimmste gerade noch verhindert werden kann. Zweitens, weil der Text Vor-Ort-Szenen mit gründlicher Recherche kombiniert. Drittens, weil der Beitrag mit hervorragenden Fotos angereichert ist, von verrottenden Seeminen bis zu schwerem Gerät, das zur Bergung dieser Zeitbomben eingesetzt wird. Dass der Text nicht nur inhaltlich, sondern auch stilistisch und grammatikalisch überzeugt, versteht sich von selbst.

Und zu guter Letzt: Der Artikel endet trotz des schwierigen Themas auf einer positiven Note: Ein Taucher, der an den Aufräumarbeiten beteiligt ist, begegnet einem Delfin und sagt spontan: «Schön, dass es sowas noch gibt. Gut, dass wir anfangen hier aufzuräumen.» Wie recht er doch hat.

Laudator Vasco Cecchini

Chief Communications Officer PSP Swiss Property



Das Multifunktionsschiff Düne *der Kampfmittelbergung im Einsatz auf der Ostsee.* FOTO: EGGERS

Alles muss raus

Vor den deutschen Küsten verrostet Kriegsmunition und vergiftet das Meer. Nun wird das Material endlich geborgen. Unterwegs mit Forschern, die das große Aufräumen vorbereiten.

Von David Krenz

Als Ulrich Lilienthal die erste Bombe vom Ostseegrund baggerte, hatte er schwitzige Hände. „Nicht vor Angst“, betont er. Es war die Aufregung. Und der Stolz. Früher stellte der Maschinist mit dem Kran Dachstühle auf. Jetzt, mit 61 Jahren, wird er Teil einer weltweit einmaligen Mission: Das Meer von zerstörerischem Kriegsmüll zu befreien.

Lilienthal ist für den kurzen Plausch vom Kettenbagger gestiegen. Der steht auf einer Hubinsel, Stelzen verankern sie im Meeresboden. Oben in seiner Fahrerkabine kann der Mann durchs Panzerglas zu den Urlaubsstränden der Lübecker Bucht blicken, das Ufer liegt keine zwei Seemeilen entfernt. Seine Arbeitsmonitore, die den Meeresgrund zeigen, liefern ein weniger idyllisches Bild: Dort unten türmen sich Granatenkisten, liegen Torpedos kreuz und quer aufeinander. „Sieht aus wie im Wald“, schrieb ein Taucher ins Projekttagebuch, angesichts vieler aufrecht im Sediment steckender Bomben.

Ost- und Nordsee sind Waffenmüllhalden. Rund 1,6 Millionen Tonnen liegen vor deutschen Küsten. Das entspricht der Fracht dreier rappelvoller Riesencontainerschiffe. Die Geschosse, darunter die 250-Kilo-Wehrmachts-Fliegerbombe, nach der Lilienthal baggerte, stammen aus dem Zweiten Weltkrieg. Die meisten wurden nie abgefeuert und landeten ohne scharfe Zünder im Meer. Trotzdem werden sie achtzig Jahre später zur tödlichen Gefahr: Im Salzwasser rosten und bröckeln ihre Hüllen, die austretenden Sprengstoffe vergiften Wasser, Muscheln, Fische – und lassen sich bereits auf unseren Tellern nachweisen.

Deshalb läuft seit vorigem Sommer ein 100-Millionen-Euro-Projekt. Es erprobt im Auftrag des Bundesumweltministeriums, wie sich die Munition im großen Stil rausholen und beseitigen lässt. Die Teams haben erste Bomben geborgen und für sie unter Wasser ein Depot angelegt, das wie das Lager eines Onlineversands funktioniert. Später soll ein schwimmender Ofen die Funde in Rauch auflösen.

Jetzt wird tatsächlich losgeräumt. Dabei wurde die Munition im Meer, wie viele große Umweltgefahren, noch bis vor Kurzem verharmlost und ignoriert. Was führte zur Kehrtwende? Wie entwaffnet man ein Meer? Und warum braucht es außer Baggern und Tauchern auch Archäologen und Schachbretter dafür?

Wochen vor dem Bergungsstart, an einem Junimorgen 2024, bricht der Forschungskutter *Littorina* zur Kolberger Heide auf, einer Sandbank unterm Meeresspiegel, die in der Ostsee zu den Munitionshotspots zählt. An Bord: Meeresgeologe Jens Greinert und sein Team des Geomar, dem Kieler Meeresforschungszentrum.

Nach Kriegsende wollten die Siegermächte Deutschland eilig abrüsten. Statt die Munition langwierig zu zerlegen, wurde sie von 1945 bis 1949 im Meer entsorgt, oft von hiesigen Fischern. Die festgelegten Verklappungsgebiete lagen küstenfern. Doch um Zeit und Sprit zu sparen, warfen und rollten die Besatzungen die explosive Fracht oft auf halber Strecke, nahe der Häfen und Strände, über Bord. Das Durcheinander ist der Grund, warum Greinert und das Geomar seit Jahren für diverse Kartierungsprojekte durch die Ostsee „ötteln“, wie er sagt. Vor dem Aufräumen muss jemand Licht ins Meeresdunkel bringen.

Im Bordlabor zeigt ein Bildschirm eine Karte, die an Elefantenhaut erinnert: grau, runzelig – und mit „Pickeln“. So nennt Greinert die Verdachtspunkte auf der Karte. Es könnten Steine sein, Schrott – oder Bomben. Letztere vermutet er, wenn die Punkte eine gestrichelte Linie bilden. „Dort flog die Munition hintereinander weg vom fahrenden Schiff ins Meer.“

Für die grauen Karten tastet ein Fächerecholot den Grund ab, seine Schallwellen werden von harten Oberflächen reflektiert. Um zu erkennen, ob sie von Steinen oder Bomben stammen, versenkt das Team jetzt eine halbe Million Euro. So viel hat „Kalle“ gekostet, ein spanischer Tauchroboter. Er scannt ein kleines Stück Meeresboden Bahn für Bahn ab, sein Seitensichtsonar erzeugt eine detaillierte Karte. Mit Kalles Kamera lassen sich zudem 3D-Fotomosaike erstellen, für so hochauflösende wie furchteinflößende Ansichten des Bombenteppichs unter dem Schiff.

Sprengstoff tötet nicht nur mit Wumms, sondern auch schleichend. In der Kolberger Heide fing 2022 das Thünen-Institut für Fischereiökologie Plattfische, von denen jeder vierte Lebertumore aufwies. TNT und dessen Abbauprodukte schädigen das Erbgut und verursachen Krebs. Toxikologen der Uni Kiel platzierten Netze mit Miesmuscheln in der Nähe von Weltkriegsminen und fanden im Muschelfleisch nach Wochen Sprengstoffspuren. Durch wegrostende Bombenhüllen gelangen sie ins Wasser, ins Sediment und in die Nahrungskette. Fische verstecken sich gern in den Munitionsgehäusen und laichen darin, mitten in den Giftwolken.

Deren Spuren zeigen sich längst auch in Wasserproben außerhalb der Munitionsgebiete – und im Fisch vom Fischmarkt. Die Konzentrationen sind für Menschen noch unbedenklich. Doch die Zeit drängt: Die Bomben müssen raus, solange ihre Hüllen noch nicht gänzlich zerbröckelt sind. Gift, das sich im Wasser verteilt hat, bekommt kein Bagger mehr zu fassen.

Trotz eines sprunghaften Anstiegs der Messwerte seit den Zehnerjahren blieben die Behörden lange untätig. Noch 2019 sagte ein Sprecher des Bundesumweltministeriums, dass es „keine großräumige Gefährdung von Mensch und Umwelt“ gäbe.

„Das Problem wurde lange aktiv ignoriert“, sagt Greinert. Er zählt mit weiteren Forschern, dem Naturschutzbund Nabu und einigen Gemeinde- und Behördenvertretern zum Häuflein Hartnäckiger, die seit Jahren aufs Räumen drängten.

Im Bordlabor ruft er: „Was ist das denn? Vielleicht ein Torpedokopf?“ Sein Team hat Käpt'n Blaubär, eine blaue Kameradrohne, auf Tauchgang geschickt. Greinerts junger Kollege steuert sie mit einem Videospielcontroller. Eine KI rechnet im Livebild den Schlick raus, den die Drohne aufwirbelt. Auf dem rostigen Geschoss, das sich im Bild zeigt, hängen Seesterne, ein Krebs krabbelt darauf. Anders als auf den Karten blickt man mit der Drohne nicht nur von oben auf die Objekte, sondern kann alle Seiten inspizieren, samt möglicher Löcher.



Jens Greinert vom Kieler Geomar Helmholtz-Zentrum für Ozeanforschung ist auf Munitionssuche. FOTO: PICTURE ALLIANCE/DPA

Vor jeder Bergung muss bekannt sein, welche Munition am Zielort wartet und wie ihr Zustand ist. Fliegerbomben, die im Krieg steingleich fallen und donnernd einschlagen sollen, besitzen dicke Stahlhüllen, sie lassen sich recht sicher bewegen. Leichte Torpedos hingegen drohen zu brechen und zu detonieren.

Wie viele der Bomben bereits Löcher aufweisen, kann Greinert nicht sagen. Zwar seien die Munitionszonen der Ostsee weitgehend kartiert, man weiß also, wo die Elefantenhaut Pickel hat. „Aber diese Pickel müssen wir alle noch anfahren und identifizieren. Davon haben wir vielleicht zwei Prozent geschafft.“

Die Mühe lohne sich, findet er. Die Ostsee sei ein „multimorbider Patient“, und im Vergleich zu Überdüngung, Fischschwund und steigenden Wassertemperaturen sei das Munitionsproblem recht simpel lösbar. „Wir holen das Zeug raus, dann ist es weg – und kommt nicht wieder.“ Im Pilotprojekt übernimmt das Geomar das Umweltmonitoring: Wasserproben sollen zeigen, ob beim Heben der Bomben verstärkt Sprengstoff entweicht. Bis vor einigen Jahren ging man weniger zaghaft vor und hat manche Mine, die auf Schiffsrouten oder Unterwasserbaustellen im Weg lag, schlicht gesprengt. In Sekundenbruchteilen verteilten sich all die toxischen Partikel im Meer, die sonst über Jahre aus den Rostlöchern der Bomben kriechen.

Außerdem löst die Knallerei fatale Druckwellen aus: Vor einem Nato-Manöver 2019 wurden alte Kriegsminen im Fehmarnbelt gesprengt, einem Refugium der vom Aussterben bedrohten Schweinswale. In der Folge trieben etliche Kadaver der Tiere im Meer und an die Strände.

Der Vorfall spülte aber auch das Munitionsproblem an die Oberfläche. Meeresschützer hatten für ihr Ziel nun ein emotionales Bild: tote Schweinswale. „Und das haben wir medial stark gespielt, um der Politik Druck zu machen“, sagt Kim Detloff, der Nabu-Meereschef.

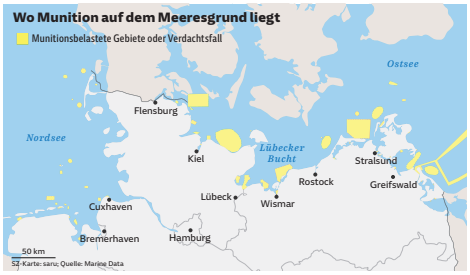
Andere Beteiligte bestätigen, dass die toten Miniwale letztlich für die Wende sorgten. „Sie haben sich wirklich geopfert für die restliche Meereswelt“, sagt Claus Böttcher, der damals in der Sonderstelle „Munition im Meer“ von Schleswig-Holsteins Regierung arbeitete und ebenfalls zu den Wegbereitern des Räumprojekts zählt. Noch im Dezember 2019 drängten die Länder-Umweltminister den Bund, das Finanzieren zu prüfen. 2021 schrieb die Ampelregierung in den Koalitionsvertrag: „Für die Bergung und Vernichtung von Munitionsaltlasten in der Nord- und Ostsee wird ein Sofortprogramm aufgelegt.“

Heute zum Projektstart schwärmen Politiker von der „Pionierleistung“, vom „Meilenstein“. Bundesumweltministerin Steffi Lemke sagte bei einem Kick-off in Berlin: „Das hat es weltweit noch nicht gegeben.“ Die Politik betont auch die wirtschaftlichen Chancen einer innovativen Räumplattform, diese könne zum „Exportschlager“ werden. Vor vielen Küsten der Erde rostet Munition.

Vom leidigen Umweltproblem zum Business Case – bei dem Spin half der Naturschutz mit. Der will sonst die Industrie aus dem Meer raushaben, nun lud er sie ein, Teil der Lösung zu sein. Bei einem vom Nabu organisierten Fachgespräch im Juni 2021 stellte Thyssenkrupp Marine Systems sein Konzept einer Entsorgungsplattform vor. Später brachte sich auch Rhein-

Bisher wird Munition aus dem Meer an Land vernichtet, wenn sie etwa beim Windparkbau auffällt. FOTO: SEATERRA



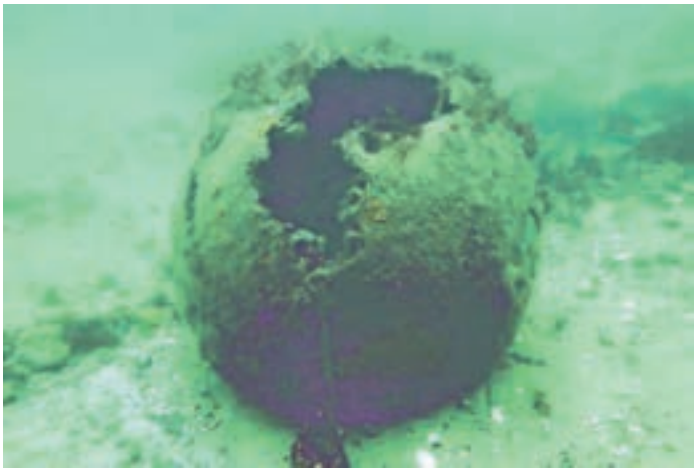




Ein Korb voller Granatenkisten taucht auf. An Bord des Schiffs untersucht ein Feuerwerker sie weiter. FOTO: SEATERRA

Oben: Ein Taucher im Munitionsverklappungsgebiet Kolberger Heide. Unten: Seemine mit Zersetzungsspuren. FOTO: GEOMAR





metall ein. Es lag aber eher an kleineren Betrieben, dass das Pilotprojekt nicht bei null starten muss: Wann immer vor Küsten Windparks gebaut oder Unterseekabel verlegt werden, suchen diese Spezialfirmen den Unterwasserbaugrund nach Munition ab und holen sie raus.

Bei der Pilotbergung in der Lübecker Bucht markieren gelbe Tonnen im Wasser die Sperrzonen. Um schaulustige Segler zusätzlich fernzuhalten, patrouilliert ein Security-Schiff. Das Bergen übernehmen drei deutsche Betriebe: Eggers und Hansataucher bearbeiten einen Flecken mit Bomben, Seaterra knöpft sich einen Patronenkistenhaufen vor. Die drei testen mit abweichenden Methoden und Maschinen, was am effizientesten funktioniert.

Auf Seaterras 65 Meter langem Arbeitsschiff taucht ein Baggerarm ab und nimmt Kiste für Kiste in den Zangengriff. Ein gemächlicher, fast zärtlicher Akt, weder sollen die Holzkisten zerfallen, noch ihr Inhalt explodieren. Der Bagger bugsiert die Kisten in den Bergekorb am Grund. Bevor ein zweiter Greifer den gefüllten Korb an Bord holt, muss er eine Stunde unter der Wasseroberfläche abhängen, denn bei Druckabfall drohen Risse oder gar das Detonieren. Man kennt diese Dekompression von Tauchern. Auch die sind Teil der Teams, zum Beispiel, um bei trüber Sicht die Kampfmittel zu identifizieren.

An Bord landen die Kisten auf dem Arbeitstisch der Feuerwerker. Michael Scheffler hantiert seit 42 Jahren mit Sprengstoff. Nach der Bundeswehr hätte er auch in die Rüstung gehen können, erzählt er. „Ich wollte aber lieber alte Munition wegräumen, als neue in die Welt zu schaffen." Staaten ordern derzeit so viel Waffen wie nie. Bei Umweltministerin Lemke hat sich ihr ukrainischer Amtskollege über das Pilotprojekt erkundigt. Aus Sorge um die Situation im Schwarzen Meer. In der Ostsee beginnt das Räumen, woanders werden großflächig neue Minengärten angelegt.

Die geborgene Munition lässt sich nicht einfach nacheinander in den späteren Sprengofen schmeißen. Man muss Bomben und Minen delaborieren, also in Häppchen schneiden, und so ein Menü aus diversen Munitionstypen zusammenstellen. Die Summe der Explosivmasse muss je Ladung unter einem Höchstwert liegen, damit sich der Ofen nicht selbst sprengt. Auch deshalb öffnet Scheffler die Kisten. „Wir schauen, was wirklich drin ist", sagt er. Überraschend sind die vielen britischen Patronenkisten in der Bucht. „Wir dachten, hier liegt nur reichseigenes Zeug", sagt ein Arbeiter. Von einem früheren Marineoffizier namens Uwe Wichert, der sich seit Langem durch die Archive wühlt, erfährt man: „Die Alliierten haben die Bucht teils auch zum eigenen Kehraus genutzt." Laut Lübecker Hafenbuch verklappte am 17. und 19. Januar 1949 der Dampfer *Orion* 700 Kilo veraltete Munition der Royal Air Force. Auch Waffen haben ein Verfallsdatum, weshalb die Kieler Toxikologen ihr Wissen mit Kollegen aus den USA teilen. Dort landeten ausgemusterte Geschosse bis in die 1970er im Meer.

Zurück an Bord: Die dokumentierten Patronen packen Scheffler und seine Kollegen in Plastiktüten. Sie sind antistatisch, um fatale Funken zu vermeiden. Die befüllten Tüten kommen in gepolsterte Fässer. Ein kleineres Schiff holt sie ab, befördert sie wenige Hundert Meter weiter – und versenkt sie interimsweise im Nasslager.

Etliche Geschosse verbergen sich tief im Sediment oder gar in Kriegsschiffwracks

Was es damit auf sich hat, zeigt sich in einem Containerbüro des Hauptschiffs. Dort wertet die Geophysikerin Grit Jahn Kartendaten aus, um unter anderem zu sagen, wo das Schiff seine Stelzen in den Meeressand rammen kann, ohne dass dabei buchstäblich eine Bombe platzt. Neben ihr sitzt ihr Mann Christoph Jahn, ein Archäologe, der früher Bronzezeit-Grabbeigaben inventarisierte und nun beim Dokumentieren der Munition und ihrer Fundstellen hilft. An den PCs spielt das Team eine Art Unterwasserschach: Das Nasslager ist ein Raster am Grund, in jedes der zehn mal zehn Meter großen Planquadrate wird eine der Tonnen positioniert. Andere Quadrate sind für Minen und Bomben reserviert. Von September bis November konnten die Teams fünfzig Fässer und zehn größere Container füllen. Die Geschosse warten auf ihr Ende im Sprengofen.

Um den aufs Meer zu bringen, läuft derzeit Phase zwei des Pilotprojekts. Zwei Drittel der 100 Millionen Euro bleiben für das Entwickeln und Erproben der Entsorgungsanlage übrig. Man will die Geschosse auf See verbrennen, weil einige stark zerfallen sind, ein Transport gilt als zu riskant. Billiger als der schwimmende Ofen wäre eine küstennahe Anlage am Ufer. Die Gemeinden haben bisher Weitblick bewiesen und den Räumstart unterstützt, „denn das, was da vor unserer Küste schlummert, kann uns hier alles verderben", sagte die Scharbeutzer Bürgermeisterin Bettina Schäfer der Lokalzeitung. Aber die Bomben neben Urlauberstränden zu verbrennen, wäre vielleicht doch zu viel.

Bisher wird alle Altmunition an Land verbrannt. Vor allem bei der Gesellschaft zur Entsorgung chemischer Kampfstoffe und Rüstungs-Altlasten, Geka, im niedersächsischen Munster. In deren Öfen sollte auch Funde aus dem Pilotprojekt landen, um Erkenntnisse für das spätere Verbrennen auf See zu gewinnen. Doch kurz vor der ersten Fuhre stoppte Schleswig-Holsteins Regierung den Plan. „Wir mussten feststellen: Nach aktueller Rechtslage darf man gar keine Altmunition über See transportieren, sofern es sich nicht um einen Notfalltransport handelt", sagt Wolfgang Sichermann, dessen Unternehmen Seascape das Projekt für das Bundesumweltministerium koordiniert. Befördert man beim Bau von Windparks Kampfmittel im und aus dem Meer, gilt das als Notfallmaßnahme. Jetzt soll die Plattformbauzeit dazu dienen, juristisch aufzuholen, vielleicht liegen die nötigen Gutachten, Gesetze und Genehmigungen vor, bis die Anlage im Regelbetrieb loslegt.

Der könnte 2027 starten. Falls es Geld gibt. Die jetzigen 100 Millionen Euro sind nach dem Plattformbau weg. Der Betrieb dürfte nach Schätzungen ähnlich viel kosten. Im Jahr. Trotz der Schwärmerei vom Geschäftsmodell: Die Plattform produziert ja nichts. Sie nimmt nur was weg. Die deutsche Gesellschaft und jene Staaten, in die sich die Technik vielleicht verkaufen lässt, müssen bereit sein, für den Meeresschutz zu zahlen.

Nach der ersten Räuminsel bräuchte es schnell weitere. Zumal vier Fünftel der 1,6 Millionen Tonnen Munition in der Nordsee liegen, deren Gezeiten, Strömungen und stürmische Wogen das Räumen massiv verkomplizieren. Etliche Geschosse verbergen sich tief im Sediment oder gar in Kriegsschiffwracks, es wird knifflig, sie dort rauszuholen.

Auch lange Wege starten mit dem ersten Schritt. Einmal mussten Seaterras angeheuerte Taucher ihre Kollegin warnen, als sie unter Wasser Geschosse inspizierte. Damit sie nicht erschrickt. Ihr näherte sich ein Besucher: Delle, ein Delfin, der sich in der Bucht tummelt. „Schön, dass es so was noch gibt", sagte einer der Taucher. „Gut, dass wir anfangen, hier aufzuräumen."

1. Preis
Jungjournalistinnen
und Jungjournalisten

Benedikt Dietsch
Flip

Die Bärentöter



Laudatio für Benedikt Dietsch

Gesetze sollen schützen. Sie sollen klare Grenzen ziehen zwischen dem, was erlaubt ist, und dem, was verboten sein muss. Doch was geschieht, wenn Gesetze Lücken haben? Wenn sie Spielräume lassen, die von findigen Akteuren ausgenutzt werden können, wenn aus Schutzklauseln Schlupflöcher werden? In solchen Grauzonen entstehen bisweilen Geschäftsmodelle, die formal legal erscheinen, aber moralisch höchst fragwürdig sind.

Die Arbeit, die wir dazu auszeichnen, lenkt unsere Aufmerksamkeit auf eine ganz besondere Freizeitbeschäftigung, für die Menschen aus der ganzen Welt in die rumänischen Karpaten reisen: die Trophäenjagd von Braunbären. Die Trophäe an der Wand wird zum Statussymbol, zum Beweis vermeintlicher männlicher Stärke und zum teuer erkauften Kindheitstraum.

Unser Preisträger hat sich über viele Monate hinweg in dieses Milieu hineinbegeben. Mit einer Tarnidentität als «Christoph Müller», angeblich Assistent eines reichen bayerischen Unternehmers, recherchierte er undercover in Deutschland und Rumänien. Er kontaktierte Jagdreiseagenturen, die Bärenjagden wie All-inclusive-Pakete anbieten. Doch damit nicht genug. Unser Preisträger stellte über Monate hinweg Anfragen bei allen Forstwachen in Rumänien, um Informationen über alle seit 2024 erlegten Bären zu erhalten. Er liess diese Daten von einem renommierten Biologen auswerten, woraus sich systematische Manipulation herleiten liess.

Als Ergebnis der Recherche hat die rumänische Polizei inzwischen Ermittlungen aufgenommen.

Was diese Arbeit so wertvoll macht, ist nicht nur die investigative Kraft, sondern auch die Art der Erzählung. Unser Preisträger nimmt uns mit auf eine Reise – von den Online-Jagdforen, in denen sich Trophäenjäger aus aller Welt austauschen, über die deutschen Jagdreiseagenturen bis in die rumänischen Karpaten. Er lässt die Protagonisten sprechen, zeigt ihre Motive, ihre Rechtfertigungen. Und er konfrontiert uns mit unbequemen Fragen: Wie gehen wir mit geschützten Arten um? Wo endet legitime Bestandesregulierung und wo beginnt illegale Trophäenjagd? Und wie kann es sein, dass mitten in der EU ein Gesetz so grosse Lücken hat, dass Bären in der Grösse eines VW-Käfers offenbar problemlos hindurchpassen?

Der diesjährige 1. Preis in der Kategorie «Jungjournalistinnen und Jungjournalisten» geht an Benedikt Dietsch für seine investigative Recherche «Die Bärentöter», erschienen im Online-Magazin Flip.

Laudatorin Luisa Lange

Gründungspartnerin und Mitglied der Geschäftsleitung Ethius Invest

Umweltschutz und Biodiversität

Die Bärentöter

Trophäenjäger aus aller Welt kommen nach Rumänien, um dort die größte Bären Europas zu töten. Dabei ist die Trophäenjagd in der EU eigentlich verboten. Wie kann das sein? Eine Undercover-Recherche.



Benedikt Dietsch
22. Mai 2025 — 12 Minuten Lesezeit

Im September vergangenen Jahres nimmt ein beleibter, mittelalter Mann namens Ron Taylor* am Flughafen Chicago in einer Lufthansa-Maschine Platz. Seine Sorge, ob der Sitz in der Premium Economy gemütlich genug ist, weicht schnell einer Mischung aus Vorfreude und Adrenalin. Jetzt sind es nur noch wenige Stunden. Über München wird er nach Cluj in Rumänien reisen. Und dann, so ist der Plan, für den er viele tausend Dollar ausgegeben hat, soll sich dort sein Kindheitstraum erfüllen: Einmal einen richtig großen Braunbären töten.

Trophäenjäger auf ihre Kosten: 2021 sorgte die Meldung für Aufsehen, dass Prinz Emanuel von und zu Liechtenstein dort den womöglich größten Bären Europas schoss. Umweltorganisationen mutmaßten, der 17 Jahre alte Braunbär musste sterben, damit der Adelige sich die riesige Trophäe in sein Schloss hängen konnte.

Auszüge aus der Recherche von Benedikt Dietsch über illegale Trophäenjäger in Rumänien. Der vollständige Bericht findet sich auf medienpreis.info.

Während draußen Felder und Dörfer vorbeiziehen, spricht Radu kaum ein Wort. Nach knapp drei Stunden weicht der Asphalt einem Schotterweg, die Hänge werden steiler. Am Waldrand wartet bereits ein Geländewagen. Der Dacia kommt hier nicht weiter. Ein schmaler Pfad schlängelt sich nun den Hang hinauf, immer tiefer in den Wald hinein. Dann, auf einer Lichtung: eine kleine Holzhütte, fünf Stufen führen hinauf zur Veranda. Die einzigen Schritte, die ein Trophäenjäger gehen muss, bevor er eine perfekte Schussposition erreicht hat. Von hier aus lässt sich mühelos ein Bär erlegen.

Am Ende dieser mehrmonatigen und aufwändigen Recherche ist klar: Für eine Trophäenjagd mitten in Europa braucht es nur drei Dinge: Männer wie den amerikanischen Jagdtouristen Ron Taylor, die bereit sind, viel Geld für ihre blutigen Träume zu zahlen. Männer wie Victor Radu, die das Gesetz geschickt umgehen, um diese Träume zu erfüllen. Und ein Gesetz, dass so große Lücken hat, dass Bären in Größe eines VW-Käfers offenbar problemlos hindurchpassen.. Um Trophäenjäger fernzuhalten, scheint die Große-Bären-Regel jedenfalls das falsche Instrument zu sein.

Ein letzter Anruf in Rumänien bestätigt: Inzwischen hat die Polizei wegen der Recherchen von Flip und dem Rise Project Ermittlungen zu Taylors VW-Käfer-Bär aufgenommen. Seinen stolzen Jagdbericht hatte Taylor noch vor wenigen Wochen eifrig mit anderen Jägern im Online-Jagdforum Africa Hunting geteilt. Inzwischen ist er spurlos verschwunden.

Ehrenpreis
Jungjournalistinnen
und Jungjournalisten

Aileen Lakatos
Ringier / Beobachter

Social-Media-Host



Laudatio für Aileen Lakatos

Grosses Kino für den kleinen Bildschirm.

Wie erreicht man junge Menschen mit journalistischen Inhalten? Diese Frage beschäftigt Medienhäuser landauf, landab. Der Beobachter etwa – fast 100 Jahre alt – hat zwar eine grosse Leserschaft. Doch zwei Drittel davon sind über 55. Bei der NZZ – weit über 200-jährig – sind 70% der Leserschaft über 50.

Für die 18- bis 24-Jährigen hingegen sind soziale Medien längst die wichtigste Nachrichtenquelle – noch vor Fernsehen, Radio, Zeitungen. Über 4 Millionen Menschen in der Schweiz sind auf Instagram aktiv, also die Hälfte der Bevölkerung. Ein Drittel davon ist unter 29, 60% sind 18 bis 39 Jahre alt.

Und hier kommt unsere Preisträgerin ins Spiel: Aileen Lakatos vom Beobachter. Mit klugen, unterhaltsamen und informativen Reels holen sie und ihr Team die jüngere Generation dort ab, wo sie täglich unterwegs ist – und nutzen Instagram als Medium für Information, Beratung, Unterhaltung.

Das ist frisch, das ist grosses Kino für den kleinen Bildschirm – und seit heute ist es auch ganz offiziell: ausgezeichnet.

Laudator Jean François Tanda

Geschäftsführer JournaFonds, Kommunikationsberater Vanda Advisory AG, Stiftungsrat Medialex

Ehrenpreis
Jungjournalistinnen
und Jungjournalisten

Mateo Landolt
Tele 1

Bundesratsjet PC-24 – Die Schweiz kauft ein Flugzeug



Laudatio für Mateo Landolt

Eine starke Arbeit würdigen zu dürfen, freut mich enorm. Erst recht, da es sich um einen Beitrag eines Journalismus-Talentes handelt.

Man hört ja oft, es mangle an Nachwuchs, nicht zuletzt deshalb, weil viele junge Leute nicht mehr bereit seien, die Extrameile zu gehen, die der Journalismus-Job voraussetze. Der zweite Ehrenpreis in der Kategorie Jungjournalistinnen und -journalisten beweist das Gegenteil.

Er ist das Ergebnis von äusserst aufwendigen Recherchen, die fast ein Jahr beanspruchten und auf grosse Widerstände stiessen: So wurden zugesagte Interviews verschoben, Auskunftspersonen mauerten. Es kamen Zweifel auf: Ist die Geschichte effektiv eine Geschichte? Lohnt es sich dran zu bleiben? Der Autor blieb dran, sammelte akribisch Aussagen und Fakten und produzierte dann eine – auch formal – aufwendige Reportage, die viel Neues ans Licht brachte. Zum Thema: «Bundesratsjet PC-24 – Die Schweiz kauft ein Flugzeug.»

Mateo Landolts Beitrag, der im Regional-Sender Tele 1 ausgestrahlt wurde, beweist, dass es in einer Medienwelt, in der Aufmerksamkeit die wichtigste Währung zu sein scheint, das eigentliche Sein des klassischen Journalismus mehr braucht denn je. In seiner Rolle als vierte Gewalt im Staat. Der Demokratie und den Menschen dienend.

Laudator Franz Fischlin

Journalist, langjähriger Moderator der SRF-Tagesschau

Sonderpreis
Team Andererseits

Das Magazin in leichter Sprache



Laudatio für das Team Andererseits

Manchmal begegnet uns Journalismus dort am stärksten, wo er schlicht das tut, was er soll: Menschen erreichen. Das Magazin «Andererseits» hat genau das geschafft: in leichter Sprache – mit grosser Wirkung.

Die Redaktion, bestehend aus Menschen mit und ohne Behinderung, öffnet Türen: zu Politik und Gesellschaft, zu Popkultur und zu ganz persönlichen Geschichten. Alles ist sorgfältig recherchiert, klar formuliert – und entfaltet bereits beim Lesen eine eigene Leichtigkeit. Auffallend ist, wie vielfältig und ästhetisch das Magazin gestaltet ist: Interviews, Porträts, Erklärstücke, Fotos, Illustrationen und interaktive Elemente fügen sich zu einem Ganzen, das einlädt und trägt. Leichte Sprache bedeutet hier nicht Reduktion, sondern Vielfalt und Schönheit in der Form.

«Andererseits» zeigt: Journalismus kann barrierefrei sein, ohne an Tiefe zu verlieren. Er kann komplexe Themen einfach machen, ohne sie zu vereinfachen. Und er kann Menschen zusammenbringen, die noch zu wenig oft gemeinsam lesen und arbeiten.

Für diesen inklusiven Beitrag zur Mediendiversität erhält das Team des Magazins «Andererseits» den diesjährigen Sonderpreis.

Laudatorin Martina Fehr

Direktorin Medienausbildungszentrum MAZ und Präsidentin Schweizer Presserat


andererzeits
Magazin in leichter Sprache
Die erste Wahl
Vincent wählt den Nationalrat
Was Du über die Wahl wissen musst
Esra Özmen
Verliebe Dich in die Musikerin
Mitspielen
Barrierefreie Video-Spiele

Brauchst Du größere Schrift?

Ist das Lesen am Computer für Dich leichter?

Verwendest Du einen Screen-Reader?

Mit einem Screen-Reader kannst Du Dir den Text auf dem Bildschirm vorlesen lassen.

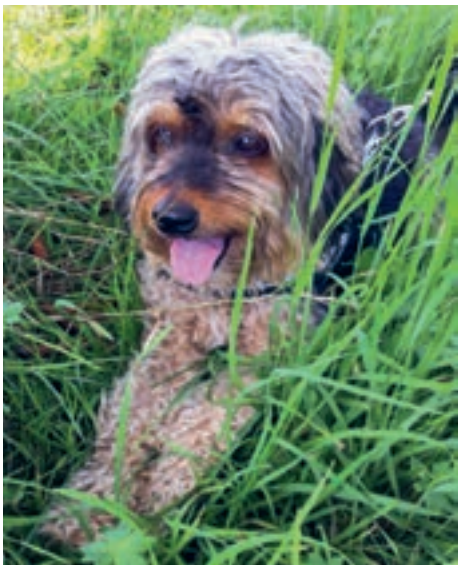
Hier kannst Du das Magazin digital lesen:

www.andererseits.org/ausgabe-drei

Norberts Tierstiftung



«Charakter und Niveau
eines Menschen
erkennt man daran,
wie er die Tiere behandelt.»





Wir setzen uns ein

- *für Tierschutz im In- und Ausland*
- *gegen Tierversuche*
- *gegen Tiertransporte*
- *gegen Jagd und Fischerei*
- *gegen Tierquälerei in jeder Form*

Investieren in Zeiten globaler Herausforderungen.

Die Ethius Invest mit Sitz in Luzern ist ein unabhängiger Vermögensmanager mit der Anlagephilosophie eines konsequenten Nachhaltigkeitsansatzes.

Wir beraten und begleiten ausgewählte Privatpersonen in Vermögensfragen mit einem Schwerpunkt auf Aktien und Obligationen.



ETHIUS INVEST

Ethius Invest Schweiz GmbH
info@ethius-invest.ch
www.ethius-invest.ch
Tel. +41 41 55 20 255

Die Jury

Die Jury des Medienpreises für Qualitätsjournalismus setzt sich bewusst nicht «nur» aus Journalistinnen und Journalisten oder anderen Medienvertretern zusammen, sondern auch aus «normalen» Medien-Konsumentinnen und -Konsumenten mit einem besonderen Interesse an Medienthemen und entsprechendem Fachwissen.

Jedes Jurymitglied hat seine eigenen Erfahrungen, einen eigenen persönlichen und beruflichen Hintergrund. Es sind Vertreterinnen und Vertreter aus der Wirtschaft, der Politik, der Bildung und den Medien. Diese Mischung ist bewusst und gewollt, damit eine möglichst grosse Ausgewogenheit herrscht und möglichst viele Perspektiven eingebracht werden.

Dank dieser Pluralität der Ansichten und Meinungen schaffen es ganz verschiedene Bewerbungen, in die engere Wahl zu kommen.

Die unterschiedlichen Sichtweisen und Prioritäten der Jurymitglieder können zu kontroversen Diskussionen führen, wenn es darum geht, die Gewinnerinnen und Gewinner zu eruieren. Das ist gut so. So soll es sein.

Auch der Journalismus lebt von der Meinungsvielfalt. Dem wollen wir Rechnung tragen. Auch mit einer Jury, die sich ihrer Bedeutung und Verantwortung bewusst ist.

Bei all dem Meinungspluralismus ist sich die Jury indessen bei der Evaluation der Bewerbungen bewusst, dass es letztlich bei jeder einzelnen Arbeit um die Qualität geht. Es geht um Qualitätsjournalismus, nicht um Meinungsjournalismus.

Handwerk zählt. Inhalt, Substanz, Relevanz, Originalität, Wirkung, Rechercheaufwand, Stil, Sprache, Verständlichkeit, Logik, Faktentreue, Wissensgewinn. Gegebenenfalls auch die Qualität der Beitragsform, eine grafisch attraktive Aufbereitung etwa oder die Bild- und Tonbearbeitung.

Es muss viel zusammenkommen, damit ein Werk mit dem Medienpreis für Qualitätsjournalismus ausgezeichnet wird.



Franz Fischlin
Jurypräsident
Langjähriger Moderator
der SRF-Tagesschau
Gewinner des Schweizer
Fernsehpreises in der
Sparte Information



Dr. Norbert Bernhard
Gründer und Stifter
des Medienpreises
für Qualitätsjournalismus



Simonetta Sommaruga
Ehemalige Bundesrätin
(u.a. Medienministerin)
und Bundespräsidentin
Dozentin Universität Bern



Vasco Cecchini
Chief Communications Officer
PSP Swiss Property



Martina Fehr
Direktorin
Medienausbildungszentrum MAZ
Präsidentin Schweizer Presserat



Fabienne Kinzelmann
Journalistin



Prof. Dr. Hans Rainer Künzle
Emeritierter Titularprofessor
Universität Zürich



Luisa Lange
Sustainability Management
Ethius Invest



Andreas Stuber
Leiter Kommunikation
SBB AG



Jean François Tanda
Geschäftsführer JournaFonds
Kommunikationsberater
Vanda Advisory AG
Stiftungsrat Medialex



Jan Vonder Mühll
Head
Corporate Communications
Bank Julius Bär & Co. AG



Thomas A. Zenner
Geschäftsführender
Gesellschafter
Family Office 360grad

Juryporträts

Franz Fischlin
Jurypräsident; selbständiger Medienschaffender, ehemaliger Journalist bei SRF, Moderator der «Tagesschau» und des «Medienclub», Mitgründer der Jugendmedienwoche «YouNews», Mitgründer von «YouMedia», dem Kompetenzzentrum für Jugend und Medien, Gewinner des Schweizer Fernsehpreises in der Sparte Information.

Dr. Norbert Bernhard
Gründer und Stifter des Medienpreises für Qualitätsjournalismus; Verleger des Geld-Magazins «Private». Mitgründer von «YouMedia», dem Kompetenzzentrum für Jugend und Medien.

Simonetta Sommaruga
Simonetta Sommaruga war von 2010 und 2022 Bundesrätin und in den Jahren 2015 und 2020 Bundespräsidentin der Schweiz. Während ihrer Amtszeit stand sie zunächst dem Eidg. Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) vor, ab 2019 dem Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (UVEK), wo sie unter anderem die Medienpolitik verantwortete. Ihre politische Karriere begann Sommaruga 1997 als Gemeinderätin (Exekutive) von Köniz BE, danach war sie Nationalrätin und Ständerätin. Während 17 Jahre leitete sie die Stiftung für Konsumentenschutz, zunächst als Geschäftsführerin, später als Präsidentin. Sommaruga ist bekannt für ihr lebenslanges Engagement für die Chancengleichheit. Als junge Frau arbeitete sie ehrenamtlich in einem Frauenhaus. Als Vorsteherin des EJPD leitete sie gegen starken politischen Widerstand grundlegende Reformen zur Förderung der Lohngleichheit und zur Erhöhung des Anteils von Frauen in Führungspositionen ein. Heute nutzt Sommaruga als Präsidentin der Stiftung «Equal-Salary» ihre Erfahrung, um branchenübergreifende Verbesserungen bei der Lohn- und Chancengleichheit voranzutreiben. Im Rahmen eines Lehrauftrags an der Universität in Bern vermittelt sie Studierenden Einblick in die Welt der Macht und der Politik. Simonetta Sommaruga ist seit 2025 Jurymitglied beim Medienpreis für Qualitätsjournalismus.

Vasco Cecchini / PSP Swiss Property
Vasco Cecchini ist Chief Communications Officer und Head Investor Relations von PSP Swiss Property. PSP Swiss Property ist eine der führenden Immobiliengesellschaften der Schweiz. Das Unternehmen besitzt Büro- und Geschäftshäuser im Wert von rund 10 Mrd. Franken. Die Liegenschaften befinden sich in den wichtigsten Schweizer Städten, vorab Zürich, Genf, Basel, Bern und Lausanne. Die hervorragende Lage und hohe Qualität der Liegenschaften prägen die Anlagestrategie der Gesellschaft. Dank einer konservativen Finanzierungspolitik und einer daraus resultierenden hohen Eigenkapitalquote von über 50% verfügt PSP Swiss Property über eine ausgesprochen solide Bilanz. Die PSP Swiss Property Aktie ist seit dem Initial Public Offering (IPO) des Unternehmens im März 2000 an der Schweizer Börse SIX Swiss Exchange kotiert (PSPN).
psp.info

Martina Fehr
Martina Fehr ist CEO des MAZ Institut für Journalismus und Kommunikation in Luzern. Neben der Leitung der Journalismusschule engagiert sie sich im Stiftungsrat der Stiftung «Schweizer Presserat» und als Mitglied der Eidgenössischen Medienkommission (EMEK). Zuvor war sie in verschiedenen Funktionen beim Verlagshaus Somedia tätig, zuletzt mehrere Jahre als Leiterin Publizistik der «Südostschweiz» mit Verantwortung für Zeitung, Radio, TV und Online in den Kantonen Graubünden, Glarus sowie der Region Gaster-See. Martina Fehr ist seit 2025 Jurymitglied beim Medienpreis für Qualitätsjournalismus.

Fabienne Kinzelmann
Fabienne Kinzelmann ist Wirtschaftsjournalistin / Swiss Business Reporterin bei Bloomberg; sie moderiert auch Panels und Konferenzen. Frühere Stationen u.a. bei der Handelszeitung, der Blick-Gruppe und bei Spiegel Online. 2021 war sie Arthur F. Burns Fellow bei Axios in Washington, D.C. Fabienne Kinzelmann ist seit 2025 Jurymitglied beim Medienpreis für Qualitätsjournalismus.

Prof. em. Dr. Hans Rainer Künzle
Lehrtätigkeit von 2001 bis 2006 als Privatdozent und danach bis 2021 als Titularprofessor an der Universität Zürich, daneben Gastprofessor in den USA (Berkeley 2016) und China (Peking 2020, 2021 und 2025). Weitere Lehrtätigkeit an mehreren Universitäten im In- und Ausland sowie bei der Ausbildung zum Fachanwalt SAV Erbrecht. Seit 1996 im Treuhandbereich tätig als Berater bei Erbschaftsplanungen und der Teilung von Nachlässen, insbesondere auch als Willensvollstrecker. Nach einigen Jahren bei KPMG (zuletzt als Legal Partner) Gründungspartner bei KPMG private AG (heute

Kendris AG) und viele Jahre als General Counsel und Pressesprecher, heute als Of Counsel und Verwaltungsrat. Seit der Frühpensionierung 2018 selbständiger Rechtsanwalt (c/o Buis Bürgi AG, Zürich). Seit der ersten Austragung des Medienpreises für Qualitätsjournalismus Mitglied der Jury.

Luisa Lange / Ethius Invest
Luisa Lange ist Gründungspartnerin von Ethius Invest und verantwortet als Mitglied der Geschäftsleitung den Bereich Ethik und Nachhaltigkeit. Häufig wird unterschätzt, wie gross der potenzielle Einfluss von Investoren auf Geschäftspraktiken von Firmen ist, wenn es um Verbesserungen in Umwelt- und Sozialfragen geht. In Zukunft dürfte der Einfluss von Investoren eine entscheidende Rolle in dieser Hinsicht spielen. Voraussetzung hierfür ist, dass Investoren ihre Aktionärsrechte wahrnehmen. Ethius Invest setzt sich treuhänderisch für seine Kundinnen und Kunden für gelebte Aktionärsdemokratie ein. Das 2018 gegründete Unternehmen spezialisiert sich auf nachhaltige und ethische Geldanlagen. Mit seinen werteorientierten Aktien- und Obligationenfonds setzt es neue Massstäbe. Durch die Kombination von nachhaltiger Anlagestrategie, aktiver Stimmrechtsausübung an Generalversammlungen und treuhänderischer Wahrnehmung von Aktionärsrechten positioniert sich Ethius Invest als engagierter Akteur im Bereich der nachhaltigen Finanzwirtschaft. Das Unternehmen geht dabei über passive Investitionen hinaus und nimmt aktiv Einfluss auf Unternehmenspraktiken, um positive Veränderungen in der Wirtschaft und Gesellschaft zu fördern.
ethius-invest.ch

Andreas Stuber / SBB
Andreas Stuber ist Kommunikationschef der SBB. Er verantwortet die integrierte Kommunikation der Schweizerischen Bundesbahnen: von der Markenführung bis zum internen und externen Auftritt. Vorher war er zehn Jahre als Journalist und auch als Fotograf tätig. Andreas Stuber ist seit 2025 Jurymitglied beim Medienpreis für Qualitätsjournalismus.
sbb.ch

Jean François Tanda
Jean François Tanda ist Generalsekretär von JournaFONDS für die finanzielle Unterstützung journalistischer Recherchen und Reportagen. Weiter ist er Managing Partner von Vanda Advisory AG zur Beratung und Unterstützung von Kanzleien, Finanzmarkt-Akteuren und weiteren Organisationen in strategischer Rechtskommunikation sowie in Medien- und Öffentlichkeitsarbeit. Zudem ist er Mitglied des Stiftungsrats von Medialex, der schweizerischen Fachzeitschrift für Medien- und Kommunikationsrecht. Jean François Tanda ist seit 2025 Jurymitglied beim Medienpreis für Qualitätsjournalismus.
journafonds.ch | vandaadvisory.com | medialex.ch

Jan Vonder Mühll / Julius Bär
Jan Vonder Mühll ist seit 2009 Mediensprecher und Leiter der externen und internen Unternehmenskommunikation von Julius Bär. Julius Bär ist die führende Schweizer Wealth-Management-Gruppe und eine erstklassige Marke in diesem globalen Sektor, ausgerichtet auf die persönliche Betreuung und Beratung anspruchsvoller Privatkunden. Das gesamte Handeln orientiert sich am übergeordneten Ziel, Mehrwert zu schaffen, der über das Finanzielle hinausgeht. Per Ende Juni 2025 beliefen sich die verwalteten Vermögen auf 483 Mrd. Franken. Die Bank Julius Bär & Co. AG, die renommierte Privatbank, deren Ursprünge bis ins Jahr 1890 zurückreichen, ist die wichtigste operative Gesellschaft der Julius Bär Gruppe AG, deren Aktien an der SIX Swiss Exchange (Ticker-Symbol: BAER) kotiert und Teil des Swiss Leader Index (SLI) sind, der die 30 grössten und liquidesten Schweizer Aktien umfasst. Julius Bär ist in rund 25 Ländern und 60 Standorten präsent: Mit Hauptsitz in Zürich auch an wichtigen Standorten wie Bangkok, Dubai, Dublin, Frankfurt, Genf, Hongkong, London, Luxemburg, Madrid, Mailand, Mexiko-Stadt, Monaco, Mumbai, Santiago de Chile, Schanghai, Singapur, Tel Aviv und Tokio. Die kundenorientierte Ausrichtung, objektive Beratung auf der Basis der offenen Produktplattform von Julius Bär, die solide finanzielle Basis und die unternehmerische Managementkultur machen Julius Bär zur internationalen Referenz im Wealth Management.
juliusbaer.com

Thomas A. Zenner / Family Office 360grad AG
Thomas Zenner ist Geschäftsführender Gesellschafter der Familiy Office 360grad AG. Die effiziente Steuerung grosser Vermögen wird durch viele Faktoren zunehmend erschwert: Die steuerlichen und rechtlichen Rahmenbedingungen ändern sich ständig, Finanzprodukte der Banken und deren Anlagealternativen werden komplexer und sind schlecht überschaubar, hinzu kommen Erbfolge- und Nachfolgeplanungen, langfristige Vermögens- und Cash-Flow-Planung sowie die erforderliche internationale Diversifikation. Family Office 360grad verschafft im Rahmen einer ganzheitlichen und unabhängigen kompetenten Betreuung die notwendige Transparenz. Gemäss dem Leitbild «Vermögenserhalt über Generationen» bleibt dabei immer der gesamte Kreis der Familie im Blick. Das Unternehmen bietet seine Dienstleistungen Familien in Deutschland, Österreich, der Schweiz und auf Mallorca an. Alle Geschäfte werden bewusst bankenunabhängig geführt, abgerechnet wird ausschliesslich auf Honorarbasis.
familyoffice-360grad.ch





youmedia_ch



youmedia.ch

www.youmedia.ch

Medienkompetenz ist heute genauso wichtig wie Lesen, Schreiben und Rechnen – eine Grundvoraussetzung, damit man sich in der heutigen Gesellschaft zurechtfindet. Um den Jugendlichen zu helfen, sich im Meer der Informationen und Desinformationen, Lügen und Deep Fakes zurechtzufinden, haben wir 2023 YouMedia gegründet. Wir, das sind Franz Fischlin und Norbert Bernhard. YouMedia ist als gemeinnütziger, steuerbefreiter Verein auf Social Media und im Internet aktiv. 2025 haben wir zudem erstmals den YouMedia Award verliehen, einen speziellen Jugendmedienpreis, mit dem wir Jugendliche auszeichnen, die preiswürdige Social-Media-Inhalte kreieren.

YouMedia wird von mehreren Stiftungen und Fonds finanziell unterstützt. Dank dieser Anschubfinanzierung für die ersten Jahre war es möglich, das Projekt zu lancieren. Um mit YouMedia zu expandieren, unser Angebot auszubauen und die Finanzierung langfristig zu sichern, suchen wir weitere Unterstützer, die sich der Dringlichkeit unserer Anliegen bewusst sind. Letztlich geht es bei der Medienkompetenz der Jugendlichen auch um die Zukunft unserer Politik und unserer Gesellschaft. Gerne erläutern wir Ihnen in einem persönlichen Gespräch, wie Sie mit Ihrem Unternehmen oder Ihrer Organisation YouMedia unterstützen können. Es würde uns freuen, wenn wir Sie in einem persönlichen Gespräch für unser Projekt begeistern könnten. ***norbert.bernhard@youmedia.ch***











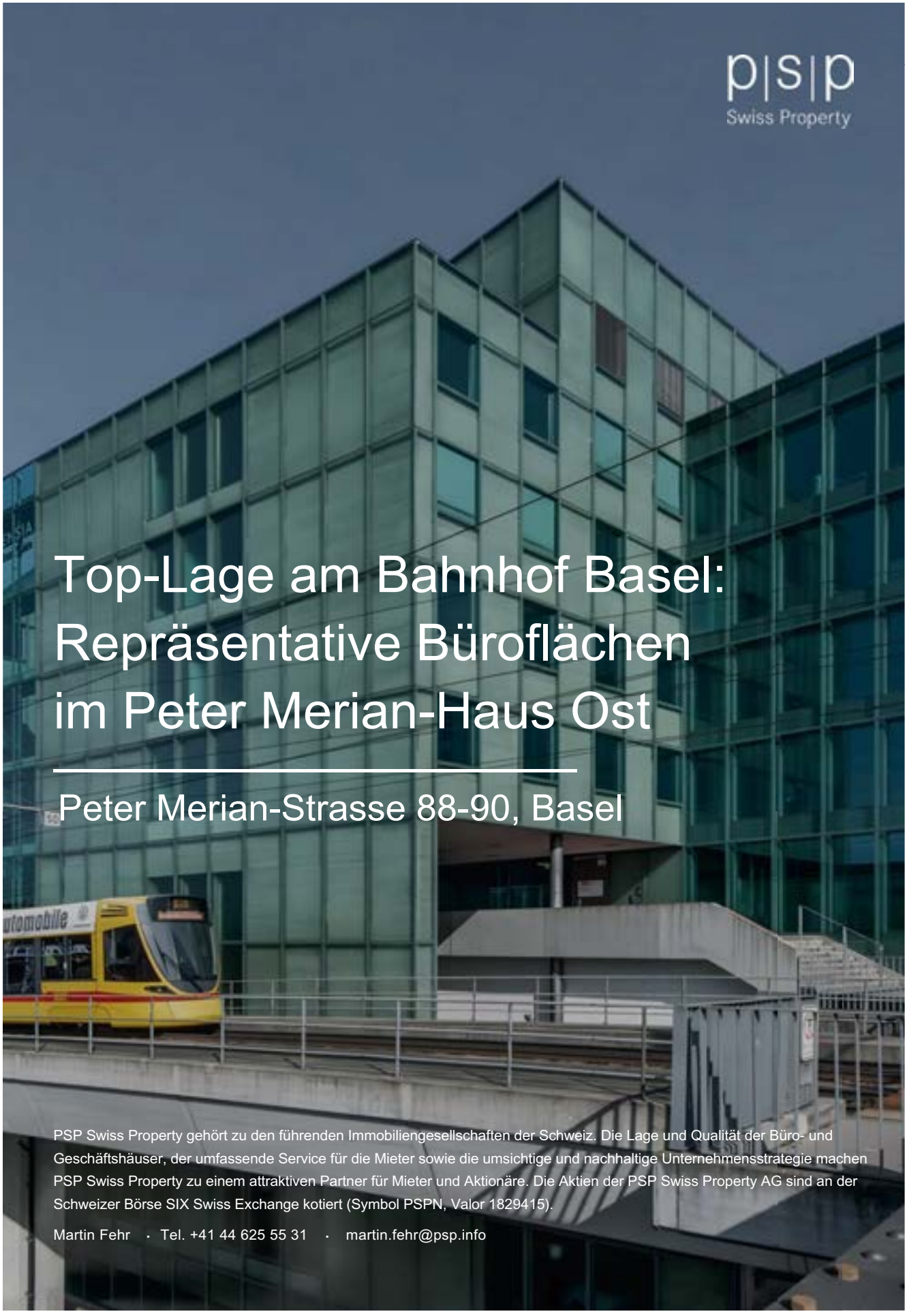











p|s|p
Swiss Property
Top-Lage am Bahnhof Basel:
Repräsentative Büroflächen
im Peter Merian-Haus Ost
Peter Merian-Strasse 88-90, Basel
PSP Swiss Property gehört zu den führenden Immobiliengesellschaften der Schweiz. Die Lage und Qualität der Büro- und Geschäftshäuser, der umfassende Service für die Mieter sowie die umsichtige und nachhaltige Unternehmensstrategie machen PSP Swiss Property zu einem attraktiven Partner für Mieter und Aktionäre. Die Aktien der PSP Swiss Property AG sind an der Schweizer Börse SIX Swiss Exchange kotiert (Symbol PSPN, Valor 1829415).
Martin Fehr · Tel. +41 44 625 55 31 · martin.fehr@psp.info

Impressionen von der Preisverleihung





Martina Fehr





Jan Vonder Mühll



Vasco Cecchini



Luisa Lange

Fabienne Kinzelmann





Simonetta Sommaruga



Jean François Tanda

Franz Fischlin














p|s|p
Swiss Property
Wir optimieren unser Portfolio kontinuierlich – für unsere Kunden und die Umwelt.
Rue du Marché 40, Genf
PSP Swiss Property gehört zu den führenden Immobiliengesellschaften der Schweiz. Bei der Weiterentwicklung ihres Portfolios legt die PSP Swiss Property grossen Wert darauf, Nachhaltigkeitsziele sowie städtebauliche Aspekte miteinzubeziehen. Die Aktien der PSP Swiss Property AG sind an der Schweizer Börse SIX Swiss Exchange kotiert (Symbol PSPN, Valor 1829415).
PSP Swiss Property AG · Kolinplatz 2 · 6300 Zug · 041 728 04 04 · www.psp.info

Frankfurter
Bankgesellschaft
PRIVATBANK | Zürich | Frankfurt



Bestätigte Qualität für Ihr Vermögen

Was für hervorragenden Journalismus ebenso gilt wie für exzellente Vermögensverwaltung: Wenn auf Qualität und Nähe Verlass ist, entsteht Vertrauen. Dass die Frankfurter Bankgesellschaft beides bietet, zeigen ihre Erfolge in unabhängigen Markttests. Im «Elite Report 2025» haben wir uns zum siebten Mal in Folge unter den zehn besten Vermögensverwaltern im deutschsprachigen Raum platziert.

Unsere Betreuungsphilosophie «Eine Spur persönlicher» ist auch unser Anspruch an uns selbst: Wir wollen die individuelle Geschichte hinter jedem Vermögen verstehen, das man uns anvertraut. Nur so entstehen Anlagekonzepte, die wie maßgeschneidert zu den individuellen Zielen passen. Als Vermögensbegleiter für Generationen denken wir langfristig – und lassen uns an diesem Anspruch selbstverständlich gern wieder und wieder messen.



© www.elitereport.de